

Baltische Erzähl- und Lebenswelten. Kultur-, literatur-, translations- und sprachwissenschaftliche Aspekte. Hrsg. von Maris Saagpakk, Antje Johanning-Radžienė, Rūta Eidukevičienė und Aigi Heero. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 87.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2023. 484 S., Ill., Tab. ISBN 978-3-11-138118-3. (€ 59,95.)

Der Sammelband geht auf eine Tagung zurück, die unter Federführung der Universität Tallinn in Kooperation mit den Universitäten von Kaunas und Marburg sowie dem Herder-Institut im September 2020 online durchgeführt wurde. Die Herausgeberinnen, die größtenteils mit dem Organisationsteam der Tagung identisch sind, haben einen geschickten Titel gewählt, der weit genug gefasst ist, um möglichst viele Bereiche abzudecken, andererseits aber auch konkret genug, um einen Eindruck vom Gegenstand zu geben: Man weiß sofort, in welchem geografischen Raum man sich bewegt, und erhält zudem eine Andeutung der Themenbereiche, die durch den etwas sperrigen Untertitel sicherheitshalber noch näher bezeichnet werden. Tatsächlich ist dieser Untertitel auch notwendig, denn ohne ihn wüsste man vermutlich gar nicht, worum es geht – Weitgefasstheit wäre dann nämlich gleichzusetzen mit Schwammigkeit. Denn was genau ist mit einer Erzählwelt, einer Lebenswelt gemeint?

Der Begriff der Lebenswelt geht auf Edmund Husserl zurück, wie die Hrsg. sofort in ihrer Einleitung erklären, und „zeichnet sich durch Unschärfe aus [...]. Husserl unterlässt es, den Begriff eindeutig zu definieren. Er entwickelt ihn vielmehr in Abgrenzung zur objektiven Wissenschaft“ (S. 9). Das klingt vielleicht überraschend in der Einleitung zu einem Sammelband mit Beiträgen einer wissenschaftlichen Tagung, ist aber intendiert. Denn der Begriff Lebenswelt deckt genau das ab, was viele (str)eng wissenschaftlich definierte Disziplinen nicht können, wodurch eine Inter-, Multi- und Transdisziplinarität bezeichnet wird, um die genau es hier geht. So jedenfalls fasst der Rezensent es auf. Der locker-lose formulierte Titel, den die Hrsg. überdies als „zwei Zauberworte“ (S. 9) bezeichnen, eröffnet alle Möglichkeiten und bietet jedem Beitrag eine Heimstatt. Man kann das auch negativ interpretieren – schließlich gehört alles irgendwie zum Leben und ist damit Teil einer Lebenswelt – und bei einigen Beiträgen drängt sich dieser Gedanke auch auf, aber letztendlich überwiegt der positive Gesamteindruck. Kein einziger Aufsatz fällt völlig aus dem Rahmen oder ist unter Niveau, das sei klargestellt. Nur ist bei manchen Beiträgen die Beziehung zum lokalen und thematischen Rahmen vielleicht weniger intensiv als bei anderen. Das aber ist ein Problem, das sich bei Konferenzbänden (wie auch bei den Konferenzen selbst) nur schwer vermeiden lässt.

Laut Einleitung (S. 11) nahmen 62 Personen an der Konferenz teil, aufgenommen in den Sammelband sind 27 Beiträge von insgesamt 33 Autoren und Autorinnen. Damit wird ein repräsentativer Überblick über die Vielfalt der Konferenz geboten. Thematisch wurden die Artikel in sieben Blöcke aufgeteilt, die jeweils zwei bis fünf Beiträge enthalten, von denen im Folgenden einige vorgestellt seien.

Im ersten Abschnitt „Erzählte Lebenswelten: Narratologische Aspekte“ sind Martin Klöckers „Überlegungen zu den narratologischen Strukturen in den Protokollen der Estländischen Ritterschaft“ hervorzuheben. Sie geben einen wertvollen Einblick in dieses bislang in der Forschung stiefmütterlich behandelte Textgenre aus dem 17. Jh., der in dem Fazit gipfelt: „Über die protokollarische Fixierung der Abläufe [...] hinaus enthalten die Ritterschaftsprotokolle auf mehreren Ebenen grundlegende Erzählungen aus dem baltischen ländlichen Leben“ (S. 51). Damit wird die fachübergreifende Relevanz dieser Quelle eindrucksvoll bestätigt.

Dasselbe gilt für Beata Paškevičs Beitrag im zweiten Abschnitt „Baltische Lebenswelten in (auto-)biographischen Zeugnissen“: Mit ihrer Erschließung der livländischen herrnhutischen Lebenswelt anhand von Lebensläufen der lettischen und deutschen Geschwister der Brüdergemeine nutzt sie eine interessante und bislang relativ wenig beachtete Quelle, die aber seit 2017 immerhin in das nationale Register des UNESCO-Weltdoku-

mentenerbes aufgenommen worden ist. Und ganz nebenbei entdeckt sie auch noch die ersten aufgezeichneten Lebensläufe lettischer Frauen (S. 90).

Der dritte Block ist mit „Repräsentation von Lebenswelten in literarischen Texten“ überschrieben und enthält fünf Beiträge. Bei ihnen ist die Subsumierung unter „Lebenswelten“ sicherlich nicht falsch, aber eben auch etwas beliebig. Es sind in erster Linie literaturwissenschaftliche Betrachtungen, die sich auf einzelne Autorinnen oder Autoren oder auch größere Werkgruppen beziehen. Zu Recht weisen Benedikts Kalnačs und Rolf Füllmann darauf hin, dass postkoloniale Fallbeispiele nicht nur im fernen Süden zu finden sind, sondern auch gleichsam direkt vor der Haustür, im vorliegenden Fall in der lettischen Literatur. Fabio Ramasso unternimmt einen Rehabilitierungsversuch von Werner Bergengruen, Māra Grudule legt eine Detailstudie zu Siegfried von Vegesack vor, während Aigi Heero auf das Werk der armenisch-russischen Autorin Gohar Markosjan-Käper, die in Estland gelebt hat, eingeht. Hier sind „Intertextualität“ und „Migration“ die Stichworte. Innovativ ist der Ansatz zur Gastropoetik von Sigita Kušnere, die eine Materialsammlung zur Repräsentation von Hunger in literarischen Texten vorlegt und den Weg zu weiteren Forschungen ebnet.

Im vierten Block mit dem Titel „Verschwundene Lebenswelten und ihre Erinnerungsnarrative“ liegt der Schwerpunkt auf tatsächlich untergegangenen Welten und ihrer Wiedergabe bzw. Erinnerung in der Gegenwart. Exemplarisch kann der Beitrag von Marko Pajević genannt werden, der Chris Kraus' Spielfilm *Poll* (2010) analysiert.

Ebenfalls vier Beiträge enthält der fünfte Block: „Selbst- und Fremdkonstruktionen des Baltikums“. Hier gibt Nicole Pohls „Patriotische Unterhaltungen“. Patriotismus und Kosmopolitismus im aufklärerischen Kurland“ zweifellos einen guten Überblick über die internationale Einbettung und besondere Lage in Kurland, bloß stören einige terminologische Unschärfen: Wer sind „livonische Leibeigene“ (S. 250), wer ist die „ethnisch baltische“ Bevölkerung (S. 250), wer oder was ist ein „ethnischer Kurländer“ (S. 244)? Und wie ist der Satz „Ethnisch und sprachlich war Kurland eine Einheit mit einer eigenen ostbaltischen Sprache“ (S. 243) aufzufassen? Wann war das so? Hier scheint sich eine Außenstehende auf ein Terrain zu wagen, auf dem sie nicht standfest ist, da hätte das Hrsg.-Team ruhig eingreifen können. Andreas Degens „Johann Georg Kohls Bericht über die Esten (1840/41). Ein Fallbeispiel zur Genese und Rezeption von populärem Wissen im 19. Jahrhundert“ ist eine schöne Darstellung zu diesem bekannten Reiseschriftsteller, die einige neue Aspekte liefert. Das gleiche trifft auf Kristina Jõekalda zu, deren Beitrag „„Heimat“, „Nation“ und „Kulturation“ als Kernbegriffe der baltischen und estnischen „Denkmalpädagogik“ in den 1880er bis 1930er Jahren“ einen guten Überblick über die unterschiedlichen Auffassungen gibt und endlich auch einmal die blinden Flecke vermeintlicher Koryphäen aufzeigt, indem sie Georg Dehios berühmtes Zitat von 1927 anbringt, demzufolge „die Esten und Letten keine eigene Kultur besitzen und schwerlich jemals besitzen werden“ (S. 288).¹ Nicht zuletzt vor dem Hintergrund solcher Aussprüche (und Haltungen) ist ja überhaupt erst die besondere Lebenswelt, mit der wir es hier zu tun haben, zu begreifen.

Von den fünf Artikeln im Block „Kulturtransfer und Interkulturalität“ ist Ave Matthews' profunde Darstellung zum estnischen Gesundheitskatechismus als Beispiel deutsch(baltisch)-estnischen Kulturtransfers hervorzuheben. Er bringt neue Erkenntnisse und Ergebnisse, was die Tätigkeit von Johann Wilhelm von Luce betrifft. Genauso wichtig ist Liina Lukas' Untersuchung „Die ‚neue Frau‘ in der alten Welt. Baltische Dichterinnen und ihre Haltung zur Frauenfrage am Ende des 19. Jahrhunderts.“ Zwar beruht der Beitrag auf bereits auf Estnisch erschienenen Texten, aber ihre Bereitstellung im Deutschen ist natürlich begrüßenswert.

1 GEORG DEHIO: Vom baltischen Deutschtum, in: Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums / Deutsche Akademie (1927), 10, S. 341–345, hier S. 344.

Der letzte Block „Mehrsprachigkeit und Translatologie“ entfernt sich vielleicht am weitesten vom Thema „Lebenswelten“, wenngleich auch hier gilt: Mehrsprachigkeit und übersetzungswissenschaftliche Fragestellungen gehören natürlich auch dazu. Und selbstverständlich hat Terje Looos' Artikel „Etnische Literatur in deutschsprachiger Übersetzung. Eine Bestandsaufnahme der Daten des Informationszentrums der estnischen Literatur“ etwas mit kultureller Interaktion zu tun, allerdings befinden wir uns hier plötzlich (teilweise) im 21. Jh., was im Gesamtbild der sonstigen Ausrichtung des Sammelbandes etwas aus dem Rahmen fällt.

Aber letztendlich kann das den insgesamt positiven Eindruck des Sammelbands nicht trüben. Die Mehrheit der Beiträge ist eine deutliche Bereicherung für das Forschungsfeld, teilweise werden auch neue Gebiete erschlossen, neue Wege angedeutet. Dann nimmt man in Kauf, dass manches von weniger Belang ist, etwa wenn es um litauische Reiseführer, die Deutsche Schule in Riga oder einen individuellen Fall von estnisch-lettischem Bilingualismus geht: Auch diese Beiträge haben selbstverständlich ihre Berechtigung, bloß verwässern sie etwas den schönen Titel der „Erzähl- und Lebenswelten“.

Assen

Cornelius Hasselblatt

Marian Rębkowski: Die Entstehung Pommerns. Eine archäologisch-historische Studie zur Herausbildung eines frühen Staates im Mittelalter. Aus dem Poln. von Andreas Kieseler. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe V: Forschungen zur pommerschen Geschichte, Bd. 61.) Böhlau Verlag, Wien – Köln 2023. 189 S., Ill. ISBN 978-3-412-52793-8. (€ 50,—.)

Im Jahr 2024 wurde an vielen Orten in Pommern und anderswo des Beginns der Missionsreisen des Bischofs Otto von Bamberg nach Kolberg und vor allem ins Odermündungsgebiet vor 900 Jahren erinnert. Marian Rębkowski, langjährig insbesondere in Kolberg tätiger Archäologe und seit 2019 Direktor des Instituts für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften, hat das Vorfeld dieses Jubiläums zum Anlass genommen, ein Buch über die „Entstehung Pommerns“ zu verfassen. Er verfolgt damit das Ziel, auf der Basis überwiegend archäologischer Quellen „den Entstehungsprozess des pommerschen Staates im Hochmittelalter nicht nur aus historischer, sondern auch aus kulturanthropologischer Sicht“ (Vorwort, S. 9) zu beschreiben.

R. geht einleitend davon aus, dass Pommern ein Staat gewesen sei, allerdings ohne „Geburtsurkunde“ (S. 11). Deshalb stellt er zunächst verschiedene Konzepte der bisherigen Forschung vor, um das Phänomen „früher Staatlichkeit“ zu erklären. Anschließend wendet er die dabei gewonnenen Erkenntnisse auf die frühe Geschichte Pommerns an. In dem Kapitel „Vom Stamm zum Staat“ rekapituliert er die Entwicklung herrschaftlicher Strukturen an der südlichen Ostseeküste zwischen Leba und Peene unter Berufung auf Klassiker der archäologischen und historischen Wissenschaften wie Timothy K. Earle, Walter Pohl, Karol Modzelewski und Christian Lübke. Anschließend stellt der Autor die Siedlungsstrukturen des 9. und 10. Jh. aufgrund der archäologischen Hinterlassenschaften dar. Verschiedene, aufgrund ihrer materiellen Überreste unterscheidbare Gruppen könnten Stammesgruppen repräsentieren, eine pomoranische Einheit gab es in dieser Zeit aber wohl nicht.

Im 10. und 11. Jh. veränderte sich die herrschaftliche Struktur in der Region signifikant durch eine erhebliche Reduzierung der Burgen. Lediglich am Stettiner Haff blieben ältere Befestigungsanlagen bestehen. Bestattungen mit Waffenbeigaben und eine beginnende Münzprägung mit den „Lupower Denaren“ (S. 66) zeigen ebenfalls eine Herausbildung lokaler Machtstrukturen, aber auch den Einfluss der piastischen polnischen Fürsten sowohl im 10. als auch im 11./12. Jh. Die vorübergehende Einrichtung des Bistums Kolberg und die Nennung eines *dux Zemuzil* in den Niederaltaicher Annalen zu 1046 scheinen dies zu bestätigen.

Aber, so fragt eine Kapitelüberschrift, „wann entstand das pommersche Herzogtum?“. Archäologisch könnten aufkommende Körperbestattungen und eine einsetzende Münzprägung die Übernahme westlicher kultureller Merkmale anzeigen. Von zentraler Bedeutung blieben Burg, Saline und das kurzzeitige Bistum Kolberg der Zeit um 1000 auch im 11./12. Jh. als Fürstensitz und Ziel von Angriffen des polnischen Fürsten Boleslaw III. Schiefmund, die vom Chronisten Gallus Anonymus überliefert wurden. Zu Beginn des 12. Jh. erfolgte eine Schwerpunktverlagerung nach Westen in das Odermündungsgebiet, auf das weitere Kriege Boleslaws III. und die Missionsreisen Ottos von Bamberg zielten.

In Cammin residierte der Fürst Wartislaw I., dessen „Staat“ das letzte Kapitel des Buches gewidmet ist. Obwohl seine Herkunft unklar ist, sieht R. ihn in der Tradition der Kolberger Fürsten (S. 94). Wartislaw unterstützte die Christianisierung der Pommern durch Otto von Bamberg, dessen erste Reise aber unter dem Schutz des polnischen Fürsten Boleslaw stand, während die zweite von König Lothar III. initiiert wurde. Der Glaubenswechsel gehörte nach R. zu einer Strategie der Angleichung an westliche Vorbilder, die er auch bei der Organisation der fürstlichen Residenzen und der gesamten Herrschaftsrepräsentation sieht, von der administrativen Gestaltung über die Münzprägung bis zur Darstellung der Fürsten auf den wenigen erhaltenen Siegeln.

Das zusammenfassende Abschlusskapitel („Wie Pommern entstand“) zeigt erneut den sehr polnischen Blick auf die hochmittelalterliche Entwicklung an der südlichen Ostseeküste. R. bedauert die fehlende Durchsetzungsfähigkeit der ostseeslawischen Herrschaftsbildungen, die „schließlich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts sowie zu Beginn des 13. Jahrhunderts Teil des Deutschen Reiches wurden“ (S. 133), obwohl „der Herrschaftsform der pommerschen Herzöge bereits vor der Mitte des 12. Jahrhunderts sämtliche Merkmale eines frühen Staates eigen waren, die auch die einige Jahrhunderte zuvor in der Nachfolge des Römischen Imperiums entstandenen germanischen Königreiche aufwiesen“ (S. 140). Die Grundlagen dieses „Staates“ allerdings bleiben seltsam unterbelichtet, findet sich doch der Hinweis auf den profitablen Menschenhandel im Ostseeraum (S. 138) und die Ausdehnung Pommerns zu Ungunsten der benachbarten Lutizen (S. 140) erst hier. „Diese Expansion führte jedoch zu einem ständigen Konflikt mit dem Deutschen Reich, der auf die Dauer nicht zu gewinnen war“ (S. 141).

Das Buch, das nicht nur bei dieser unzeitgemäßen Bezeichnung des mitteleuropäischen König- und Kaiserreiches terminologische Schwächen aufweist, wird von einer deutsch-polnischen Konkordanz der Orts-, Landschafts- und Gewässernamen, einem Quellen- und Literaturverzeichnis, einem Personenregister und einem Register der geografischen Namen abgeschlossen.

Leipzig

Matthias Hardt

Räume höfischen Lebens. Sammelband zur internationalen Konferenz des Forschungszentrums Höfe und Residenzen am Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, des Projekts *Corona regni Bohemiae* / Krone des Königreichs Böhmen des Instituts für Tschechische Geschichte der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität Prag und des Projekts Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800) der Niedersächsischen Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Prag, 1. Oktober 2021. Hrsg. von Dana Dvořáčková-Malá, Jan Hirschbiegel, Robert Šimůnek, Sven Rabeler und Jan Zelenka. Thorbecke. Ostfildern 2023. 284 S., Ill. ISBN 978-3-7995-1593-1. (€ 39,-)

Der anzuzeigende Sammelband dokumentiert eine Konferenz, die unter dem Titel „Räume und Siedlungen. Höfe und Residenzen im Mittelalter VIII“ Anfang Oktober 2021 in Prag stattfand – wegen der grassierenden COVID-19-Pandemie nur in digitaler Form. Wissenschaft als kollaboratives Projekt muss unter dem resultierenden Mangel an persönlichem Kontakt und spontanem Austausch leiden. Auf konzeptioneller Ebene sind diese Fährnisse nicht spurlos an der anzuzeigenden Publikation vorübergegangen: Die Fragestel-

lungen, Begrifflichkeiten und Methoden der im Band versammelten Einzeluntersuchungen wirken teilweise disparat. Diesem Eindruck treten auch die Hrsg. nicht entgegen; sie versuchen nicht einmal, Gemeinsamkeiten bei den Herangehensweisen oder Ergebnissen zu benennen. Anstelle einer Einleitung, in der man diese (und weitere!) Aspekte hätte verhandeln müssen, findet sich im Buch nur ein knappes Vorwort, das vor allem auf den institutionellen Hintergrund von Tagung und Publikation abhebt. Aus diesem Grund bleibt das zugrundeliegende Raumkonzept diffus; ebenso wenig wird die Frage beantwortet, was aus einem beliebigen adligen Haushalt einen Hof oder eine Residenz macht. Die Begriffe „Raum“ und „Hof“ – immerhin prominent im Titel des Sammelbandes platziert – hätten einer Klärung bedurft. Durch den Verzicht auf eine Einleitung begibt sich das Hrsg.-Team zudem der Möglichkeit, auf einen Vorzug des Tagungsbandes hinzuweisen: Ein Großteil der deutsch- und englischsprachigen Aufsätze beschäftigt sich mit Residenzen in der Region Böhmen und ermöglicht so der mehrheitlich nicht des Tschechischen mächtigen internationalen Fachcommunity einen Einblick in die rührige tschechische Hofforschung. Die bisher gemachten, eher kritischen Anmerkungen beziehen sich – das sei explizit betont – auf das Gesamtkonzept des Sammelbandes. Sie gelten nicht für die einzelnen Beiträge, in denen die von den Autorinnen und Autoren aufgeworfenen Fragestellungen auf teilweise sehr hohem Niveau diskutiert werden. Eine zugegebenermaßen subjektive Auswahl aus den insgesamt zwölf Aufsätzen soll einen Eindruck vermitteln.

Die Mithrsg. Dana Dvořáčková-Malá eröffnet mit ihrem Text die erste Sektion „Residenzen als soziale Räume“. Sie plädiert dafür, sich der Residenz anzunähern, indem man diese als herrschaftlichen Haushalt analysiert, der für seine Mitglieder die drei Basis-Bedürfnisse Sicherheit, Nahrung und Kleidung befriedigen soll. Die tschechische Forschung habe diese Haushaltsfunktion über viele Jahre vernachlässigt und den Hof vor allem als Ensemble von adeligen Amtsträgern um den Herrscher begriffen. Diese Perspektive habe nationalen Befindlichkeiten geschmeichelt, da sie die Bedeutung europäischer Dynastien zugunsten des autochthonen Adels relativierte. Ausgehend von dieser Beobachtung entwickelt D.-M. einen konzisen Überblick über Entwicklung und Stand der tschechischen Hof- und Residenzenforschung.

Zwölf Befestigungen in den Ausläufern des Riesengebirges und des Braunauer Berglandes stehen im Zentrum der Untersuchung von Pavel Drnovský. Die schriftliche Überlieferung ist spärlich, über manche Burg schweigt sie völlig. Alle Anlagen waren einfache Wall-Graben-Konstruktionen von überschaubarer Größe, lagen in den jeweiligen Herrschaftsgebieten dezentral und wurden nur wenige Jahrzehnte in der zweiten Hälfte des 13. und zu Beginn des 14. Jh. genutzt. Gestützt auf eigens konzipiertes Kartenmaterial argumentiert D., dass die Bauwerke die Kolonisation ihres Umlandes schützen sollten – nach dem Abschluss dieses Prozesses seien die nun funktionslosen Burgen aufgegeben worden. Die Argumentation ist überzeugend; es bleibt die Frage, inwiefern ephemere, peripher gelegene und in Schriftquellen kaum fassbare Kleinburgen als Höfe oder Residenzen angesprochen werden können.

In der zweiten Abteilung „Residenzen und Städte“ wendet sich Robert Šimůnek mit seinem Aufsatz den Residenzorten eher unbedeutender Adelsgeschlechter zu. Es handelt sich durchweg um Siedlungen mit allenfalls mäßiger Bedeutung – S. spricht von „Klein-“ und „Minderstädten“. Doch auch in diesem überschaubaren Rahmen inszenierte sich der ansässige Adel als „gute Obrigkeit“, fühlte sich einerseits zur besonderen Sorge um den Residenzort verpflichtet und nutzte diesen andererseits als Raum zur Selbstrepräsentation. Zwei Fallstudien zu Jungbunzlau und Neuhaus demonstrieren sowohl die differierenden lokalen Varianten dieser Praktiken als auch die grundsätzliche Vergleichbarkeit der böhmischen Verhältnisse mit Adelssitzen im übrigen Mitteleuropa.

Instruktiv sind auch die Überlegungen von Sven Rabeleer zur Grenze zwischen Residenzschloss und umgebender Stadt; hier berühren sich zwei physische und soziale Räume. Konstatiert wird zunächst ein Spannungsverhältnis von Schließung und Öffnung, Separierung und Durchlässigkeit, das es geboten erscheinen lässt, eher von einer Kontaktzone zu

sprechen. Diese lässt sich in verschiedenen Quellentypen fassen: So versuchten Hofordnungen, die Passierbarkeit der Grenze z. B. in Abhängigkeit vom sozialen Status einer Person sowie der gerade aktuellen Tageszeit zu regulieren, während sich die Linie durch symbolische Handlungen, architektonische Marker und die jeweilige Topografie ins Bewusstsein der Zeitgenossen einprägte. Zuletzt wendet sich R. der Wahrnehmung dieser Kontaktzone zu, wozu er exemplarisch zwei Reiseberichte auswertet und an ihnen die demütigenden oder triumphalen Erfahrungen herausarbeitet, die mit dem Übergang von der Stadt in die Residenz verbunden sein konnten.

Die Aufsätze von Lenka Bobková und Petr Kozák eröffnen die dritte und letzte Sektion „Residenzen in der Landschaft“. Während B. ein spätmittelalterliches Netzwerk königlicher (Gelegenheits-)Residenzen in den Ländern der Böhmisches Krone konstatiert, untersucht K. das System befestigter Herrensitze des jagiellonischen Prinzen Sigismund (1467–1548), bevor dieser 1507 den polnischen Thron bestieg. Den im vorhergehenden Aufsatz sehr prominenten Begriff „Netzwerk“ lehnt er angesichts einer mangelnden Strukturierung und Hierarchisierung der zahlreichen Aufenthaltsorte Sigismunds explizit ab. Einen möglichen heuristischen Mehrwert, der aus dem stattdessen präferierten Ausdruck „Residenzenlandschaft“ resultiert und diese feine terminologische Differenzierung rechtfertigt, deutet K. allenfalls an. Methodisch wichtiger erscheint dem Rezensenten ohnehin die sich bei der Lektüre beider Texte aufdrängende Frage, welche Kriterien den gelegentlichen Aufenthaltsort eines Herrschaftsträgers zur Residenz erheben.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg nahm die Frequentierung Böhmens durch die habsburgischen Landesherren deutlich ab. Trotzdem entwickelte sich im 17. und 18. Jh. in den Kammerherrschaften um Prag ein Ring von Nebenresidenzen. Jiří Hrbek kann in seinem Beitrag zeigen, wie soziale Praktiken und persönliche Vorlieben die Entstehung, geografische Lage und Ausstattung dieser Schlösser beeinflussten. Aus den Bedürfnissen hochadeliger Statusrepräsentation, der individuellen Neigung zahlreicher Habsburger zum Waidwerk und der neu aufkommenden Idee, dass einem Herrscher Erholung und Vergnügen zustehen, resultierten Jagdschlösser nebst der erforderlichen Infrastruktur. Tatsächlich scheint dem Rezensenten in diesem Fall der Ausdruck „Residenzenlandschaft“ wirklich angebracht, da nicht nur die Baukörper der Schlösser, sondern auch die Gehege und Rastplätze sowie der künstlich hochgehaltene Wildbestand samt seinen ökologischen und ökonomischen Folgen das Landschaftsbild nachhaltig prägten.

Will man die eingangs der Rezension angedeutete Kritik positiv wenden, beweisen die im vorliegenden Sammelband vereinigten Aufsätze in ihrer thematischen Bandbreite eindrucksvoll die methodische und inhaltliche Vielfalt der aktuellen Hof- und Residenzenforschung. Darüber hinaus ist es ein bleibendes Verdienst der Publikation, mit Böhmen einen wichtigen – aber gleichwohl in der deutschen Forschung häufig etwas stiefmütterlich behandelten – Teil des Alten Reichs intensiver in den Blick genommen zu haben.

Regensburg

Christian M. König

Jolanta M. Marszalska, Waldemar Graczyk: The Lost Collection of Incunabula of the Seminary Library in Płock. Biblioteka Narodowa w Warszawie. Warszawa 2023. 351 S. ISBN 978-83-8259-508-6. (PLN 90,-.)

Bei dem rezensierten Werk handelt es sich um einen Katalog der verloren gegangenen Inkunabeln aus der Seminarbibliothek in Płock, die bis zum Zweiten Weltkrieg eine der wertvollsten Sammlungen von Handschriften und alten Drucken in Polen besessen hatte. Diese Sammlung, die etwa 80 mittelalterliche Handschriftenkodizes und 422 Inkunabeln umfasste, wurde 1941 von den nationalsozialistischen Besatzungsbehörden nach Königsberg gebracht. Ihr weiterer Verbleib ist weitgehend unbekannt. Lediglich zwei Kodizes kehrten zu ihrem ursprünglichen Besitzer zurück: eine Bibel aus dem 12. Jh. und ein Pontifikale aus dem 13. Jh.

Die Sammlung der Plocker Inkunabeln setzte sich aus den Beständen mehrerer bedeutender Bibliophilen zusammen, darunter der Weihbischof von Plock, Piotr Lubart (1474–1522), die Kanoniker Mikołaj Bartnicki aus Plock (†1516) und Albert Stanisław Brzeski aus Nieborów (17. Jh.) sowie der Bischof von Plock, Piotr Dunin-Wolski (1530–1590), der eine der größten privaten Bibliotheken im damaligen Polen besaß, und der Bischof von Posen, Wawrzyniec Goślicki (~1530–1607).

Auch die Sammlungen des Domkapitels in Plock und des Stiftskapitels in Pułtusk, die über Jahrhunderte hinweg wichtige kulturelle und intellektuelle Zentren der Diözese waren, gelangten in die Seminarbibliothek. Zudem wurde die Sammlung durch Exemplare aus den Bibliotheken aufgelöster Klöster erweitert, darunter jene der Benediktiner in Plock, der Bernhardiner in Przasnysz, Ratowo und Skępe sowie der Dominikaner und Jesuiten in Plock und Pułtusk.

Jolanta M. Marszałska und Waldemar Graczyk haben auf der Grundlage von Archivquellen – insbesondere durch den umtriebigen Warschauer Bibliothekar Kazimierz Piekarski gesammelte Materialien, die nach dem Zweiten Weltkrieg von den wissenschaftlichen Mitarbeitern der Abteilung für Alte Drucke der Nationalbibliothek in Warschau ergänzt wurden – eine Rekonstruktion des verlorenen Buchbestandes vorgenommen. Piekarski verwendete eine standardisierte Vorlage zur Beschreibung von Inkunabeln, die die Signatur, die bibliografische Referenznummer aus Ludwig Hains *Repertorium bibliographicum*,¹ Angaben zu Provenienz, Einbandart und Erhaltungszustand umfasste. Er notierte beispielsweise Unvollständigkeit (fehlende Blätter), Beschädigungen durch Insekten oder Feuchtigkeitsspuren. Selten nannte er den Drucktitel oder Verlagsangaben; stattdessen schrieb er Textfragmente ab, um die spätere Identifizierung der jeweiligen Ausgabe zu erleichtern. Inkunabeln, die in Piekarskis Repertorium nicht enthalten waren, wurden u. a. anhand des zweiten Bandes des Katalogs *Incunabula quae in bibliothecis Poloniae asservantur* identifiziert.² Der Beitrag der Vf. des vorliegenden Bandes bestand darin, die lakonischen Notizen Piekarskis weiterzuentwickeln, die Titel zu ergänzen, die verwendeten Abkürzungen zu interpretieren bzw. zu entschlüsseln sowie die Beschreibungen zu systematisieren und zu vervollständigen.

Das Buch enthält eine ausführliche Einführung in englischer Sprache, die sowohl die Geschichte der Seminarbibliothek in Plock als auch die Erforschung dieser Sammlung durch Piekarski näher beleuchtet. Dabei werden die bedeutendsten Bestände der Bibliothek beschrieben, einschließlich besonders wertvoller Bücher und deren Einbände. Zudem werden die Quellenbasis, auf die die Autoren zurückgreifen konnten, sowie die methodologischen Ansätze des Katalogs detailliert erläutert.

Nach der Einführung folgt der Hauptteil des Katalogs, der 386 Inkunabeln und 29 Postinkunabeln umfasst. Dieser Abschnitt bietet umfassende Informationen zu den Autoren, Titeln, Verweisen auf Inkunabelkataloge, Provenienzen und Einbänden. In den Fällen, in denen Piekarski den physischen Zustand der Werke dokumentiert hat, werden auch diese Merkmale aufgeführt. Der Katalog wird ergänzt durch ein Abkürzungsverzeichnis, ein Verzeichnis der in den Inkunabeln enthaltenen Glossen, einen Provenienzindex, einen topotypografischen Index sowie eine Signaturkonkordanz mit Verweisen auf den Katalog *Incunabula quae in bibliothecis Poloniae asservantur* und den seit 1925 erscheinenden *Gesamtkatalog der Wiegendrucke*. Darüber hinaus enthält er einen Index der Drucker, Bibliothekare, Buchbesitzer und Geografica.

1 LUDWIG HAIN: *Repertorium bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD typis expressi, ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur*, Bd. 1–2, Stuttgartia – Lutetia Parisiorum 1826–1838.

2 *Incunabula quae in bibliothecis Poloniae asservantur*. Bd. 2: *Addenda, indices*, hrsg. von ALODIA KAWECKA-GRYCZOWA, in Zusammenarbeit mit MARIA BOHONOS, MICHAŁ SPANDOWSKI und ELIZA SZANDOROWSKA, Wratislaviae 1993.

Die Publikation verdient aus mehreren Gründen besondere Beachtung. Sie liefert wesentliche Informationen über eine der bedeutendsten Inkunabelsammlungen Polens und rekonstruiert einen äußerst wertvollen, jedoch heute verlorenen Bücherbestand. Darüber hinaus kann sie bei der Identifizierung wiederentdeckter Inkunabeln von unschätzbarem Wert sein und veranschaulicht eindrucksvoll das Martyrologium der polnischen Bibliotheken während des Zweiten Weltkriegs. Diese Arbeit wird sich zweifellos als ein wichtiges Referenzwerk etablieren und könnte als Vorbild für zukünftige Studien dienen. Zusätzlich unterstreicht sie die Notwendigkeit, weitere Kataloge zu veröffentlichen – sowohl von noch existierenden als auch von mittlerweile verlorenen Bibliotheken, sofern entsprechende Aufzeichnungen vorliegen.

Warszawa

Jacek Kordel

Justyna Kiliańczyk-Zięba: Printers' Devices in the Polish-Lithuanian Commonwealth. Iconographic Sources and Ideological Content. (Library of the Written World, Bd. 117; The Handpress World, Bd. 95.) Brill. Leiden – Boston 2024. XL, 260 S., Ill. ISBN 978-90-04-67959-7. (€ 148,73.)

Justyna Kiliańczyk-Zięba bietet dem Leser eine profunde Einführung in ein Gebiet, das heute zwar weitgehend nur für Spezialisten interessant, aber für die Kenntnis der Programme der Offizinen, ihr gesellschaftliches Umfeld und deren geistes-, kunst- und kulturgeschichtlichen Hintergrund von entscheidender Bedeutung ist. Ohne das Wissen um die Buchgestaltung, hier im Besonderen die Druckermarken (Signets), können die veröffentlichten Werke des 15. bis 18. Jh. nicht angemessen beurteilt und in ihrem Wert kaum richtig eingeschätzt werden.

Die „Republik der Polnischen Krone und des Großfürstentums Litauen“ (Rzeczpospolita Korony Polskiej i Wielkiego Księstwa Litewskiego) bestand von 1569 bis 1795 und war, allein schon durch ihre Ausdehnung, ein Staat, der in Europa von erheblicher Macht und großem Einfluss war. Gleichwohl war der Buchdruck nicht so verbreitet wie etwa in Italien oder Frankreich. Die Drucker (die, wie überall, zugleich meist auch Gelehrte waren) nahmen sich die Produktionen der Offizinen in Westeuropa zum Vorbild und schufen Signets, die strukturell mit den von dort stammenden vergleichbar sind. Es sei dazu bemerkt, dass die humanistische Gelehrtenwelt keine Grenzen kannte; der Bezug auf die Antike und die Bibel als form- und inhaltgebende Vorbilder war in Spanien genauso wie in Litauen allgemein üblich. Persönlichkeiten wie Jan Kochanowski, der sich vor allem an Horaz orientierte und mit seiner poetischen Sprache das Polnische unerhört bereicherte, oder Jan Łaski, der in Ostfriesland, London und am Niederrhein wirkte, sind nur zwei Beispiele von Gelehrten bzw. Theologen, die mit internationaler Wirkung tätig waren. In diesen geistesgeschichtlichen Rahmen fügt sich auch die Buchkunst in Polen-Litauen ein.

Die Vf. geht systematisch vor. Nach einem knappen, aber breit angelegten Forschungsüberblick bespricht sie Typologie, Terminologie und Funktion der Signets und wendet sich der Frage zu, woran man sie erkennen und von Illustrationen anderer Art unterscheiden kann. So lässt sich gut nachvollziehen, wie sich eine bildliche Darstellung, die vielleicht einmal auf das behandelte Thema eines Buches bezogen war, zu einem Signet wandelt. Methode und Auswahl der Objekte (nach geografischer und chronologischer Ausbreitung) bilden den Abschluss der Einleitung.

Ein umfangreiches Kapitel ist der heraldischen Tradition gewidmet. Dabei geht die Vf. auch auf die Unterscheidung zu Händlerzeichen ein bzw. arbeitet heraus, wie diese übernommen und in Druckersignets umgewandelt werden.

Ein wichtiger, ja zentraler Bereich ist die Tradition antiker Bildlichkeit. Die Vf. macht das am Beispiel des römischen Gottes Terminus, des Hermesstabes (*caduceus*) und der Sagenfigur Bellerophon deutlich. Dabei wird auch die herausragende Bedeutung von Andrea Alciatos Emblembuch *Emblemata* (Lyon 1550) erläutert, das in ganz Europa durch Nachdrucke Verbreitung fand.

Auch verschiedene christlich basierte Signets (Pelikan, königliches Herz, der Weidenbaum, Schlange und Taube, Weintraube) handelt die Autorin in einem eigenen Kapitel ab. Immer wieder bringt sie diese Signets mit den Offizinen und den von ihnen gedruckten Autoren in Verbindung und stellt auf diese Weise das geistige Gefüge, das dem technischen Buchdruck zugrunde lag, dar.

Ein eigenes Kapitel ist der Offizin von Łazarz Andrysowicz in Krakau gewidmet, der für diese Stadt und Polen insgesamt eine ähnliche Bedeutung hatte wie die großen Drucker derselben Zeit in Rom, Florenz und Venedig für Italien und darüber hinaus. Auch in diesem Fall geht die Vf. auf die ikonografische Ausarbeitung der verschiedenen Signets dieses Hauses ein. Auch der jüdische Buchdruck florierte im polnisch-litauischen Königreich. Die Druckermarken dieser Offizinen stehen natürlich in einer ganz anderen bildlichen Tradition.

Zum Abschluss beschäftigt sich die Studie mit der Positionierung der Druckermarken in der Struktur der Bücher. Auch dieses Kapitel ist in didaktischer Hinsicht sinnvoll angelegt und gibt vor allem denjenigen Lesern, die in der Materie nicht so bewandert sein mögen, wertvolle Hinweise. Eine Zusammenfassung, eine ausführliche Bibliografie und ein Namensregister beschließen das Werk. Es ist großzügig mit 85 farbigen Abbildungen illustriert, anhand deren man die Ausführungen der Vf. mühelos nachvollziehen kann.

Insgesamt gibt die Autorin einen Einblick in die Buchkultur einer Region, die für Nicht-Slawisten meist verschlossen ist. Auch über ihre eigentliche Zielsetzung hinaus, diesen Bereich für die Buchforschung vor allem in Polen sowie auch in Litauen, Belarus und Ukraine zu erschließen, ist das Werk eindeutig eine Bereicherung. Es belegt die Internationalität des Buchdrucks in einem Zeitalter, das nicht nur durch die Reformation und die sich daran anschließenden diplomatischen und militärischen Auseinandersetzungen erschüttert wurde. Der Rezensent kann sich vorstellen, dass das Werk auch außerhalb Polens als Einführung dienen könnte, zumal es anhand des Themas auch die vielfältigen europäischen Verflechtungen der *respublica literaria* beleuchtet. Die Ergebnisse der Untersuchung ließen sich auch an anderen Offizinen und Signets durchführen, aber man versteht, dass keine flächendeckende Darstellung möglich war.

Wenn man zwei formale Kritikpunkte anführen möchte, so betreffen sie die Bibliografie der benutzten oder genannten Literatur, die zwar sachlich umfassend und auf dem neuesten Stand ist, aber in ihrer alphabetischen Ordnung (vielleicht durch einen elektronischen Sortierungsfehler) zum Teil etwas gestört ist, so dass der Leser sorgfältig nach den Namen der Verfasser suchen muss.

Etwas ärgerlicher ist die Behandlung von Namen einiger Drucker oder anderer Personen. „Marek Szarfenberg“ war (auch im Krakau des 16. Jh.) unter dem Namen Markus Scharffenberg bekannt, ebenso wie „Hieronim Szarfenberg“ Hieronymus Scharffenberg hieß. Die Uneinheitlichkeit reißt diese schlesische Druckerfamilie im Personenregister auseinander, wenn Crispin Scharffenberg unter „Scharffenberg, Kryspin“ firmiert. Auch Martin Kromer war deutscher Abstammung und hieß nicht „Marcin“. Stanisław Reszka hätte sicher einen Verweis auf die lateinische und die italienische Namensform verdient (Stanislaus Rescius, Stanislao Rescio), weil er als gelehrter Diplomat auch lange in Italien lebte. Jedoch können diese kleinen Mängel die Leistung der Vf. und den Ertrag des Werkes nicht schmälern.

Bonn

Detlef Haberland

Protestantismus in den baltischen Landen und in Litauen. Nation und Konfession vom 16. Jahrhundert bis 1918. Hrsg. von Matthias Asche, Werner Buchholz, Mathias Niendorf, Patrick Schiele und Anton Schindling. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 170.) Aschendorff Verlag. Münster 2021. XI, 559 S. ISBN 978-3-402-11597-8. (€ 69,-)

This comprehensive and content-rich collection of articles is based on the conference “Protestantismus in den baltischen Landen: Konfessionen, Ethnien und Politik vom 16. Jahrhundert bis 1918,” which took place in Tübingen in 2013 and can be regarded as the culmination of a project carried out over several years (2004–2013). The collection’s special value lies in its multidimensional approach (music, language, literature, religion, art and history). Information on the echoes of the Reformation era is also expanded chronologically and spatially—it includes Lithuania and the Lithuanian-populated areas of former East Prussia, and it covers the period up to the establishment of the three independent Baltic states at the beginning of the twentieth century, with some articles extending even further into its second half. The region’s history is linked to the European cultural space on the one hand, and confessionally to the Orthodox Church on the other. The analysis of the latter aspect, particularly in the articles of Aleksander Loit, Sebastian Rimestad, and Trude Maurer, is an important contribution to the study of the region’s cultural history.

The volume consists of a preface, a methodological overview in the introduction, and four extensive chapters dedicated to issues of evangelical faith practice (1), the development of written language (2), the national awakening in the nineteenth and early twentieth century (3), specific aspects of literature, the history of music and art (4), and an index of authors, place names, and mentioned individuals.

Werner Buchholz’s introduction revisits the history of the region and the role of the Germans, as well as the genesis of the terms *Baltikum*, *Deutschbalte*, *deutschbaltisch*, *baltisch*, etc., which is of high value—these concepts still spark discussions in various audiences. The first chapter focuses on the practice of evangelical faith in the early modern period, with several articles extensively and deeply addressing Lithuania’s turn towards Protestantism. Dainora Pociūtė examines issues of tolerance, power, and ideological struggle, particularly the relationship between Lithuanian reformers and Swiss reformers and the influence of Italian Protestantism on Lithuanian reformers’ activities in the mid-sixteenth century. Ingė Lukšaitė contextualizes the Reformation’s progress in the religiously diverse Grand Duchy of Lithuania throughout the sixteenth century, focusing on the diversity of Protestant movements and the ways they communicated their ideas to the local people—educating, disciplining, and cultivating religious writing in the Lithuanian language. Wojciech Kriegseisen examines the small yet resilient Protestant congregations in the Grand Duchy of Lithuania in the eighteenth century, noting that social care often played a decisive role in deterring conversion to Catholicism. The three articles clearly justify the need to include Lithuania in the broader perspective of Baltic regional cultural history, making it easy to draw parallels with similar processes in Estonian and Latvian territories. Jouko Talonen reflects on the activities of the Moravian Brethren in the Baltics. The most valuable parts of his article are related to their history in the twentieth century and the insights provided by the bibliography.

In the second chapter, Raimo Raag addresses the issues of standardizing the Estonian written language. The most interesting part of the article concerns the relationship between the Southern (so-called Tartu) Estonian language and the Northern (so-called Tallinn) Estonian language and the path toward establishing a unified written language. It would have been useful to include a brief characterization of the main differences between the two languages. The oldest translation from Latvian into Estonian is mentioned in passing—it should be clarified, however, that this dates to 1782; it is a collection of fables translated by F. W. Willmann from G. F. Stender’s *Jaukas pasakas in stāsti* (Pleasant Parables and Stories, 1766) (p. 200). Building on the traditional scope of studies into the early history of

the Latvian written language, Pēteris Vānags also addresses the context of secular literature and extends his insights chronologically up to the second half of the twentieth century.

The third chapter analyses social processes in the nineteenth century and the early twentieth century. Juhan Kreem uses the celebrations of the 400th anniversary of the birth of Martin Luther in 1883 in the Baltic German and Estonian press to contextualize issues, rightly pointing out the marginal role of the church in the Estonian awakening movement. Valda Kļāva, in a broad review article, explores the relationship between the German Protestant church and Latvians from the Enlightenment era to the early twentieth century, also highlighting the specific histories of Vidzeme (via the Moravian Brethren) and Kurzeme. Against this backdrop, the brief overview of the processes of awakening in the confessionally and historically distinct Catholic Latgale seems superficial and unnecessary; the conclusion that Protestantism played a more significant role in the awakening processes of Courland and Vidzeme than Catholicism in Latgale would require more evidence, given that several awakening leaders in Latgale were Catholic priests. Silva Pociūtē's study reveals that the awakening movement in public discourse was associated not only with Catholic tradition but also with Protestants in the Lithuanian-populated regions of the Russian Empire and East Prussia. Pociūtē arrives at the well-founded conclusion that the Baltic German context was also significant for Lithuanian cultural and national development and emphasizes the role of a unified orthography in the successful integration of the so-called regions of Lithuania Minor and Great Lithuania. There is little research on the Baltic German national awakening, a topic that Riho Altnurme addresses by explaining how the terms *Volksthum* and *Nationalismus* were understood within the Baltic German community and evaluating the local German, Estonian, and Latvian awakening efforts and their consequences. Altnurme's parallel between the wave of Russification in Russia and the attempts to create a homogeneous French France during Napoleon III's time is memorable. Sebastian Rimestad's article provides a precise and clearly structured analysis of the relationship between Baltic Protestantism and the Orthodox Church over more than four centuries. Trude Maurer examines the role of Orthodoxy in the University of Tartu in the nineteenth century, revealing the rather complex relationships between faculty members, the shortcomings in the spiritual care of Orthodox students in the early years of the university's existence, and the shifts in confessional roles during the Russification period at the end of the nineteenth and the beginning of the twentieth centuries. The difference in perspective between Western European German-speaking intellectuals and the younger generation of Baltic Germans regarding the Russification policy of the Russian Empire is attributed to differing viewpoints—the former view it from the standpoint of German territorial unification and the latter from the perspective of the sovereignty of the Baltic governorates.

The concluding fourth chapter provides insight into the music and art processes in the Baltics. It consists of separate, narrowly focused but essential articles for understanding the cultural space. Vilis Kolms brings to light the Estonian researcher Elmar Arro's manuscript *Geschichte der baltischen Kirchenmusik und geistlichen Tonkunst* (1981) as a valuable resource for understanding the development of spiritual music in the region. Danutė Palionytė-Banevičienė's article is dedicated to the choral movement in Lithuania at the turn of the nineteenth and twentieth centuries. Martin Klöcker problematizes the term "Baltic German literature," providing a reminder of its origins and history of interpretation, and focuses on confessionalism (Protestantism) in German literature in the Baltics. Krista Kodres examines the burial rituals of Baltic Germans in the sixteenth and seventeenth centuries and the associated artifacts thereof, mainly gravestones. Her study begins with a knowledgeable introduction to Lutheranism's attitude toward death. Ojārs Spārītis reviews sacred architecture in Latvia from the sixteenth to the twentieth centuries, noting the interplay of cultures from various European regions—Poland-Lithuania, Italy, the Netherlands, France (French Huguenots), and Northern Europe—as well as the eighteenth-century architectural theory that laid the foundation for the construction of standardized

Lutheran churches in Vidzeme. The collection concludes with Irena Vaišvilaitė's insights into the sacred architecture of Reformed congregations in the Grand Duchy of Lithuania.

Overall, greater attention could have been given to the rendering of place names. This could easily be remedied by involving a native speaker of the relevant languages. These are, of course, minor issues and do not diminish the joy of the wealth of new information provided for the study of the Baltic region.

Rīga

Māra Grudule

Jürgen Hamel: Herzog Bogislaw XIII. von Pommern. Porträt eines bedeutenden Renaissanceherzogs. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth, Bd. 6.) AVA, Akademische Verlagsanstalt. Leipzig 2024. 338 S. ISBN 978-3-946281-20-7. (€ 28,50.)

Das Archiv der kleinen Stadt Barth in Vorpommern verfolgt seit einigen Jahren durch eine eigene Schriftenreihe eine intensive Publikationstätigkeit, die vor allem durch das Engagement von Jürgen Hamel getragen wird. Nach einem Sammelband und vier Quelleneditionen¹ liegt nun die erste monografische Darstellung in der Reihe vor. Sie ist einem Herzog der pommerschen Greifendynastie gewidmet, was Beachtung verdient, weil Leben und Tätigkeit pommerscher Herzöge bislang auffallend selten monografisch dargestellt worden sind.² Bogislaw XIII. (1544–1606) war nur für einen kürzeren Zeitraum am Ende seines Lebens, ab 1603, regierender Herzog in Stettin. Aufmerksamkeit aus Barther Perspektive wird ihm deshalb zuteil, weil er nach dem Herrschaftsverzicht von Barnim IX. in der Erbteilung von Jasenitz 1569 zwischen dessen Neffen, den Söhnen von Philipp I., zugunsten seines jüngeren Bruders Ernst Ludwig auf die Regentschaft in Wolgast verzichtete und dafür mit dem Amt Barth und Neuenkamp entschädigt wurde. Hier wirkte er über 30 Jahre lang und prägte die Geschichte der Stadt.

Der Autor beginnt seine Darstellung mit Bogislaws familiärem Hintergrund, seiner Jugend und Ausbildung und schildert dann die einzelnen Aspekte seines Wirkens in Barth, beginnend mit seiner Eheschließung mit Clara von Braunschweig-Lüneburg; deren Mutter, Clara von Sachsen-Lauenburg, siedelte im Sommer 1575 von Fallersleben nach Neuenkamp um, in die Gebäude des Zisterzienserklosters Neuenkamp, das 1535 säkularisiert worden war.³ In den folgenden Kapiteln geht es zunächst um Bogislaws Residenz in Barth, die er in wenigen Jahren ab 1569 neu errichten ließ, und die dortige Hofhaltung. Große

1 MATTHIAS WICHMANN: Chronik der Stadt Barth aus dem Jahre 1619. Barthisches Chronicon, bearb. von JÜRGEN HAMEL, Leipzig 2016; Das Barther Bürgerbuch 1627–1918. Ein Beitrag zur Sozial- und Familiengeschichte der Stadt Barth, bearb. von JÜRGEN HAMEL, Leipzig 2018; Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Amtes Barth, hrsg. von JÜRGEN HAMEL und STEPHANIE PATRIZIA MÄHLMANN, Leipzig 2019; Urkundenbuch der Stadt Barth. Bd. 1: Die Urkunden des Barther Stadtarchivs von 1255 bis 1808, bearb. von JÜRGEN HAMEL, Leipzig 2021; Die Urkunden der Fürsten von Rügen. Beurkundungsorte und Register der Beurkundungszeugen als Beitrag zur Geschichte des Fürstentums Rügen, bearb. von JÜRGEN HAMEL, Leipzig 2022.

2 Es liegen zwei populärwissenschaftliche Überblicksdarstellungen vor: ZYGMUNT BORAS: Książęta Pomorza Zachodniego [Die Herzöge Pommerns], 3. Aufl. Poznań 1996; MACIEJ STRĄCZYŃSKI: Poczet Książąt Pomorskich. Dynastia Gryfitów 1119–1637 [Porträts pommerscher Herzöge. Die Greifendynastie 1119–1637], Szczecin 2024, und eine Sammlung kurzer Herzogsbiografien: DIRK SCHLEINERT: Pommerns Herzöge. Die Greifen im Porträt, Rostock 2012.

3 Hierzu ausführlich: JÜRGEN HAMEL: Clara von Braunschweig-Lüneburg in Neuenkamp und ihr Verhältnis zu Bogislaw XIII., in: Baltische Studien N.F. 107 (2021), S. 43–68, sowie JÜRGEN HAMEL: Neue Funde zur Fürstlichen Druckerei Herzog Bogislaws XIII. in Barth, in: Baltische Studien N.F. 105 (2019), S. 75–106.

Aufmerksamkeit findet die von Bogislaw innerhalb des Schlosskomplexes eingerichtete Druckerei, die dort von 1582 bis zu seinem Fortgang 1604 betrieben wurde, wobei auch die Druckproduktion, darunter die sog. Barther Bibel von 1588, umrissen wird.⁴ Es folgen Kapitel zur Förderung der Stadtentwicklung von Barth und der Barther Kirche; besonderes Interesse kommt den Bemühungen zu, am Standort des ehemaligen Klosters Neuenkamp eine Stadt, die nach Bogislaws Schwiegervater Franz von Braunschweig-Lüneburg Franzburg genannt wurde, zu entwickeln. Sie sollte durch die gezielte Ansiedlung von Adeligen und die Gründung einer Tuchmanufaktur gefördert werden, was sich jedoch als nicht erfolgreich erwies. Die beiden letzten Kapitel gehen auf den Abschied Bogislaws von Barth und seine kurze Herrschaft in Stettin ein; dies kam durch die dynastische Verschiebung nach dem Tod seines Bruders Ernst Ludwig 1592 zustande, als dessen Sohn Philipp Julius nach Wolgast wechselte und Bogislaw die Regierung in Stettin übernahm.

Die Stärke des Buches besteht in der Quellennähe und Quellenbasierung. Der Autor stützt sich auf zahlreiches ungedrucktes Material, vor allem aus dem Staatsarchiv Stettin und dem Stadtarchiv Barth. Dem entgegen stehen freilich handwerkliche und methodische Mängel. Die Praxis, geschichtswissenschaftliche Arbeiten mit einer Orientierung über Quellen und Forschungsstand zu versehen, was sich am Ende der Darstellung in einem entsprechenden Quellen- und Literaturverzeichnis niederschlägt, ist keine lästige Formalität, sondern ermöglicht erst, die Forschungs- und Darstellungsleistung zu ermessen. Beides, die methodische Einleitung sowie das Verzeichnis, fehlen hier. Eine weitere methodische Schwäche zeigt das – begrüßenswerte – Register der Personennamen: Der Autor konnte sich nicht für eine einheitliche Ansetzungsform der zahlreichen zweiteiligen (Vorname und Familienname) Adelsnamen entscheiden und führt, ohne Verweissystem, alle diese Namen zweifach auf, also z. B. Georg von Wedel unter „Georg“ und unter „Wedel“, wobei etwa auch Personen- bzw. Herrschernamen unter „Brandenburg“, Dänemark“ oder „Polen“ rubriziert werden; zudem wäre mit Blick auf die vielen inhaltlich sehr aussagestarken Quellenstücke ein Sachregister wünschenswert gewesen.

Gravierender sind aber konzeptionelle Schwächen der Darstellung. Eine Bezugnahme auf andere zeitgenössische Fürsten in historischer wie auch in historiografischer Hinsicht fehlt gänzlich; auch die Bedeutung Bogislaws innerhalb der Reihe der Greifen des 16. Jh. wird nicht deutlich herausgearbeitet. Ferner bleibt unklar, wofür die Apostrophierung als „Renaissanceherzog“ steht; der Begriff „Renaissance“ wird zwar gelegentlich (etwa S. 85, 122, 133, 187, 294) benutzt, aber nicht in seiner Bedeutung für die Charakterisierung Bogislaws erläutert. Das größte Problem besteht allerdings in dem Verzicht, den Gegenstand, das Leben und Wirken Bogislaws gedanklich zu durchdringen und narrativ zu gestalten, wobei zu Beginn zusätzlich auch eine Reflexion über Möglichkeiten und Schwierigkeiten eines biografischen Porträts angesichts der überlieferten Quellen wünschenswert gewesen wäre. Problematisch sind zum einen die listenförmigen Aufzählungen, die immer wieder eingeschoben werden. So wird etwa eine Aufzählung der Heiratsverbindungen des Greifenhauses mit anderen Adelsfamilien vom 12. bis zum 16. Jh. nach dem Alphabet der Kontaktregionen geboten (S. 18–21), ohne dass diese Angaben historisch bewertet würden; gerade für die zweite Hälfte des 16. Jh., die Zeit Bogislaws, hätte man sich eine genauere Analyse gewünscht. Ähnliche listenförmige Zusammenstellungen finden sich immer wieder (etwa S. 29, 30, 55, 82 f., 95 f., 205, 216–218, 224 f.), wobei auch eine inhaltlich sich nicht erschließende Auflistung der Mitglieder der Greifenfamilie mit dem Namen Bogislaw (I.–XIV.) geboten wird (S. 26 f.). Zum anderen äußert sich die Quellenbasierung der Darstellung immer wieder in einem reinen Abdruck von Quellen oder Quellenauszügen, ohne deren Inhalt zu referieren, zu kontextualisieren und für den Zusammenhang des biografischen Porträts zu interpretieren. Sinnvoller wäre es gewesen, diese Quellenstücke

4 Eine umfassende Aufstellung der Produktion bei: JÜRGEN HAMEL: Bibliographie der Drucke der Fürstlichen Druckerei Barth 1582–1604, in: Baltische Studien NF 100 (2014), S. 83–128.

kompakt in einem erweiterten Quellenanhang darzubieten. Insgesamt liegen hier – freilich sehr wertvolle – Materialien zu einer Biografie Bogislaws XIII. vor; ein Porträt eines Renaissanceherzogs ist es nur bedingt.

Linden

Norbert Kersken

Jolanta Choińska-Mika: Konfederacja warszawska. Trudne dzieje obywatelskiego kompromisu. [Die Konföderation von Warschau. Die schwierige Geschichte eines bürgerlichen Kompromisses.]. Muzeum Historii Polski. Warszawa 2024. 150 S., Ill. ISBN 978-83-65248-92-3. (PLN 32,—.)

Das vorliegende Buch entstand aus Anlass des 450. Jahrestages der Unterzeichnung der Konföderation von Warschau vom 28. Januar 1573. Jolanta Choińska-Mika, eine prominente polnische Historikerin und Professorin an der Universität Warschau, ist eine Expertin für den Parlamentarismus und die altpolnische Gesellschaft, aber auch für britische Geschichte des 16./17. Jh. Das Buch ist – angesichts der Bedeutung des Jubiläums – äußerlich eher bescheiden aufgemacht. Dafür enthält es aber einen 24-seitigen Einleger mit 14 farbigen Abbildungen (darunter die Urkunde des Augsburger Reichs- und Religionsfriedens von 1555). Eine eher schematische Karte der Rzeczpospolita ist auch dabei, hier hätte man sich eine detailliertere Karte gewünscht. Die Auswahl der benutzten Quellen (u. a. *Bezkrólewia ksiąg ośmioro, Volumina Constitutionum, Uchańsciana, Metryka Koronna, Akta sejmikowe*) ist ausgezeichnet und deckt das Thema vollständig ab. Hingegen ist die kurze Literaturliste eher unvollständig und berücksichtigt nur polnische Bearbeitungen. Auch eine englische oder deutsche Zusammenfassung fehlt.

Die Vf. beschreibt die ersten 15 Jahre der Rzeczpospolita nach dem Tod von Sigismund II. August am 7. Juli 1572, dem letzten König aus der Jagiellonen-Dynastie, die für nahezu 200 Jahre Polen regiert hatte. Der plötzliche Tod des Königs löste in der Rzeczpospolita nahezu eine Panik aus. Nun mussten rasch alle rechtlichen und organisatorischen Maßnahmen getroffen werden: Wie sollte ein neuer König gewählt werden, wer konnte gewählt werden, wo sollte die Wahl stattfinden? Und vor allem: Wie konnte man sich vor eventuellen absolutistischen Ambitionen eines zukünftigen Königs absichern? Auch Glaubensfragen, einschließlich der religiösen Toleranz, wurden diskutiert und die entsprechenden Urkunden (*Articuli henriciani* und *Konfederacja warszawska*) verfasst. Der zukünftige König musste die beiden Dokumente feierlich beschwören, denn: „si non iurabis, non regnabis“ (wenn du nicht schwörst, wirst du nicht regieren) (S. 79). Dies alles wird von der Autorin chronologisch und – wenn man den kleinen Umfang des Buches berücksichtigt – ziemlich detailliert in elf kurzen Kapiteln beschrieben: die drei Königswahlen (Heinrich von Valois 1574, Stefan Bathory 1576 und Sigismund III. Wasa 1587) und die jeweiligen Interregna. C.-M. schildert den ständigen Kampf zwischen den zwei Lagern der Katholiken und Protestanten (die etwa die Hälfte der Abgeordneten stellten). Die katholische Kirche, insbesondere Primas Jakub Uchański, wollte den Protestanten keine Zugeständnisse machen und wurde dabei durch die päpstlichen Nuntien unterstützt, aber auch unter Druck gesetzt, u. a. durch die Drohung, ihm als Primas seine Rechte zur Krönung des neuen Königs abzuerkennen. Die schließlich vereinbarte Konföderation vom 28. Januar 1573 gab den Protestanten bzw. Calvinisten (vor allem in Kleinpolen und Litauen), Lutheranern (vor allem in Preußen und Großpolen) und Böhmisches Brüdern (in Großpolen) – die Antitrinitarier wurden ausgeschlossen – das Recht, ihren Glauben frei auszuüben, und gewährte ihnen auf politischer Ebene die gleichen Rechte wie den Katholiken. Die katholische Kirche stimmte der Vereinbarung erst zu, nachdem ihr die Beibehaltung aller bisherigen Besitzungen und Einnahmen garantiert worden war.

Die Vf. betont mehrfach, dass die tolerante „Verfassung“ nur durch den Sejm (Adelige) verfasst und nicht von oben, vom Herrscher, aufgezwungen worden sei. Trotz der Streitigkeiten – die aber nie zu Glaubenskämpfen ausufernten (S. 54) – konnte sich der Adel der Rzeczpospolita auf einen Kompromiss verständigen. Die Gesellschaft hatte nicht nur ihre

religiösen Angelegenheiten zu regeln; auch wurde die Union zwischen Polen und Litauen von dem litauischen Adel nach dem Tod Sigismunds II. in Frage gestellt. Die Union blieb jedoch bis zu den Teilungen der Rzeczpospolita bestehen (also noch für fast 200 Jahre), auch ohne die Herrscher aus der litauischen Jagiellonen-Dynastie. Dies alles zeuge, schreibt C.-M., von einer hohen politischen Kultur der polnischen Gesellschaft des 16. Jh., die auf eine lange Tradition der Toleranz und des Parlamentarismus verweisen könne (S. 122, Anm. 134).

Insgesamt ist das Buch eine wertvolle Studie, in der ein wichtiger Abschnitt der polnischen Geschichte (1572–1587) beschrieben und erklärt wird. Anhand zahlreicher bislang wenig bekannter Details wird die Atmosphäre dieser dramatischen Zeit anschaulich und nuanciert wiedergegeben – sie schwankte nach dem Tod des letzten Jagiellonen zwischen einer Art Schockstarre, in die große Teile des Landes verfielen, und den fieberhaften Aktivitäten des Adels zu einer möglichst raschen Beendigung des Interregnums.

Bonn

Georg Ziaja

The Economic History of Central, East and South-East Europe. 1800 to the Present. Hrsg. von Matthias Morys. Routledge. London – New York 2021. 505 S. ISBN 978-1-138-92197-9. (£ 135,–)

Nach mehreren Jahrzehnten ist endlich wieder eine Überblicksdarstellung zur Wirtschaftsgeschichte des östlichen Europas erschienen. Das letzte vergleichbare Werk stammt aus den 1980er Jahren.¹ Seit dieser Zeit sind nur wenige Gesamtdarstellungen zu bestimmten Perioden oder Subregionen sowie Artikel in Handbüchern publiziert worden.² Synthesen der Wirtschaftsgeschichte einzelner ost-, ostmittel- und südosteuropäischer Länder in westlichen Sprachen sind ebenfalls sehr rar. Der zu besprechende Band mit seiner kurzen Einleitung und 17 jeweils ca. 25 Seiten langen Beiträgen stellt also eine hochwillkommene Lektüre für die universitäre Lehre dar.

Innerhalb der Forschung richtet sich „the first quantitative economic history of Eastern Europe“ (S. 2) vorrangig an die Historiografie zur globalen oder europäischen Wirtschaftsgeschichte, in der diese Region zumeist wenig beachtet wird. Die Kapitel beschäftigen sich mit Wirtschaftswachstum und sektorialem Wandel, Wirtschaftspolitik, dem Verhältnis zur westeuropäischen, teilweise auch globalen Wirtschaft, sowie Bevölkerungsentwicklung und Lebensstandard. Diese vier Themen werden für vier Zeitperioden behandelt: das lange 19. Jh. bis 1914, die Zwischenkriegszeit 1918–1939, die staatssozialistische Periode 1945–1989/91 sowie die Periode der Transformation seit 1989.

Fast alle Beiträge diskutieren die Frage, inwiefern es der Wirtschaft im östlichen Europa oder wenigstens einigen Regionen und Branchen gelang, den Abstand zum westlichen Europa in Bezug auf Produktivität und Wohlstand zu verringern, und welche Rolle dabei innere Faktoren einerseits sowie die Verflechtung mit der Weltwirtschaft andererseits spielten. Die Grundlage der Debatte liefert ein Artikel von Stephen Broadberry und Mikołaj Malinowski über „Living Standards in the Very Long Run: The Place of Central, Eastern and South-Eastern Europe in the Divergence Debate“. Der Vergleich der Reallohne in verschiedenen Städten während der frühen Neuzeit zeigt ein Wohlstandsgefälle

1 M. C. KASER, E. A. RADICE (Hrsg.): *The Economic History of Eastern Europe, 1919–1975*. 3 Bde., Oxford 1985–1987.

2 DEREK H. ALDCROFT, STEVEN MOREWOOD: *Economic Change in Eastern Europe since 1918*, Aldershot 1995; DAVID TURNOK: *The Economy of East Central Europe, 1815–1989. Stages of Transformation in a Peripheral Region*, London – New York 2006; Vgl. exemplarisch: JERZY ŁAZOR, BOGDAN MURGESCU: *Economic Development*, in: WŁODZIMIERZ BORODZIEJ, STANISLAV HOLUBEC u. a. (Hrsg.): *The Routledge History Handbook of Central and Eastern Europe in the Twentieth Century. Volume 1: Challenges of Modernity*, London – New York 2023, S. 313–384.

zwischen Nordwest- und Ostmitteleuropa, das sich zwar nicht in den Getreidepreisen, jedoch in der Zugänglichkeit zu gewerblichen Produkten niederschlug und im Laufe des 18. Jh. zugenommen hat. Dessen Ursachen sehen die Autoren vorrangig in der Abwesenheit wichtiger das Wirtschaftswachstum im Nordseeraum befördernder Faktoren, wie dem europäischen Heiratsmuster, das durch ein relativ hohes Heiratsalter, einen größeren Anteil von Ledigen an der Bevölkerung und einen stärkeren Zusammenhang von Heirat und Besitz gekennzeichnet wurde, der Nähe zu globalen Handelsrouten sowie inklusiven politischen Institutionen. Die Herausbildung der zweiten Leibeigenschaft in Ostelbien wirkte sich ebenfalls negativ aus, wird aber angesichts von Arbeitskräfteknappheit als rationale Lösung interpretiert. Die im Zusammenhang mit der Wallersteinschen Weltsystemtheorie entwickelte These ausbeuterischer Handelssysteme lehnen B. und M. ab, indem sie darauf verweisen, dass der seit dem 17. Jh. zu beobachtende Rückgang der Handelsintegration zwischen West- und Osteuropa das Wohlstandsgefälle eher vergrößert habe.

Für das lange 19. Jh. stellen Michael Kopsidis und Max-Stephan Schulze in ihrem Beitrag über Wachstum und Strukturwandel kein generelles *catch-up* des östlichen Europas fest. Nur in wenigen Regionen sei es zu strukturwandelnden Industrialisierungsprozessen gekommen. Das durchaus vorhandene Wirtschaftswachstum fand überwiegend im Agrarsektor statt, wofür während der ersten Globalisierung seit ca. 1870 vorrangig die äußere Nachfrage verantwortlich war. Angesichts einer stark wachsenden Bevölkerung, die durch die schwache Industrie nicht absorbiert werden konnte, erhöhte sich die Zahl agrarischer Arbeitskräfte, wurden neue landwirtschaftlich nutzbare Flächen erschlossen, während die Produktivität stagnierte. Steven Nafziger und Matthias Morys analysieren in ihrem Beitrag „Economic Integration with Western Europe and the Global Economy, 1800–1914“ grenzüberschreitende *flows* des Handels, des Kapitals und der Arbeitskräfte, konstatieren zunächst, die Effekte der Integration „were not always smooth even though on balance they were helpful“ (S. 102), und müssen auch in der Zusammenfassung vage bleiben: „the net effects of 19th-century globalization remain hard to identify“ (S. 120). Dies liegt – wie N. und M. einräumen – nicht zuletzt daran, dass sich einige dieser Effekte nicht quantifizieren lassen.

Im Gegensatz zur bisherigen Historiografie stellt Morys für die Periode von 1918 bis 1939 einen Trend der Annäherung der osteuropäischen Wirtschaftsleistung an das westeuropäische Niveau fest. Diesen bereits in der Einleitung hervorgehobenen Befund verbindet er mit einer Rehabilitierung der Zwischenkriegszeit im Vergleich zu den Verhältnissen vor dem Ersten Weltkrieg (S. 171) und insbesondere auch im Staatssozialismus (S. 9). Allerdings basieren diese Aussagen auf nur bedingt geeigneten Daten. Erstens bezieht Morys die eigentlich vorhandenen Angaben zu Polen, Rumänien und Estland nicht ein, da er sie für problematisch hält. Weil zudem Daten über Albanien, Lettland und Litauen fehlen, kann man bezweifeln, ob die Berechnungen auf die ganze Region übertragbar sind. Zweitens beruht die These im Wesentlichen auf Angaben für 1921 und 1938. Der Rückgang des Sozialprodukts während des in Teilen der Region bis 1921 anhaltenden Krieges wird also bei der Interpretation der Daten ebenso ausgeklammert wie die Wirkung der Nachkriegsrekonstruktion. Drittens sind die in Tabelle 7.4. (S. 175) präsentierten Daten, die die Konvergenzthese belegen sollen, widersprüchlich, etwa bei einem Vergleich der west- und osteuropäischen Wachstumsraten für die Gesamtperiode sowie für einzelne Zeitabschnitte. Insofern überrascht es nicht, dass die anderen Beiträge des Bandes die Zwischenkriegszeit deutlich kritischer sehen als M., auch die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise anders bewerten etc.

Natürlich haben die Weltkriege die Qualität der Wirtschaftsstatistik gemindert. Im östlichen Europa wurde die Datenlage durch die umfangreichen territorialen Veränderungen, insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg, zusätzlich erschwert. Diese Probleme haben offensichtlich dazu geführt, dass im Buch die beiden Kriegsperioden weitgehend ausgeklammert worden sind. Dies wird bereits bei einem Blick auf das Inhaltsverzeichnis deutlich. Wünschenswert wäre jedoch auch eine kritische Reflexion der Möglichkeiten und

Grenzen quantitativer Wirtschaftsgeschichte gewesen. Ärgerlich sind auch einige sachliche Fehler, etwa die These, Polen habe im Russländischen Reich vor dem Ersten Weltkrieg weitgehende Autonomie genossen, und seine Grenzen seien nach 1918 durch die Nachbarstaaten problemlos anerkannt worden (S. 236), oder die Verlegung der EU-Osterweiterung (ohne Polen und Ungarn) und sogar der Auflösung des RGW auf das Jahr 2008 (S. 384, 388).

Dennoch werden neben Studierenden sowohl Wirtschaftshistoriker als auch Osteuropahistoriker viele Beiträge des Bandes mit großem Gewinn lesen. Dabei sollte die auf den ersten Blick strenge thematische Arbeitsteilung Leser mit speziellen Erkenntnisinteressen nicht davon abhalten, mehrere Beiträge zu lesen. Zum einen sind viele Entwicklungsprozesse, wie etwa der Strukturwandel, auch von der Wirtschaftspolitik und der internationalen Verflechtung geprägt worden. Zum anderen findet man sowohl sehr faktenreiche Beiträge mit auch für Experten neuen Informationen als auch anregende theoretische Ausführungen, beispielsweise über das Verhältnis von Wirtschaftswachstum und Staatsinterventionismus (Michael Pammer, Ali Coşkun Tunçer, S. 90 f.), die systemischen, politischen und externen Ursachen für den ökonomischen Zusammenbruch des Staatssozialismus (Andrei Markevich, Tamás Vonyó, S. 315–319) sowie die Frage, warum einige Länder die nach 1989 historisch einmalige Chance der Konvergenz zum Westen nutzen konnten und andere nicht (László Csaba, S. 413–430).

Leipzig

Uwe Müller

Doing Memory. Medieval Saints and Heroes and Their Afterlives in the Baltic Sea Region (19th–20th Centuries). Hrsg. von Cordelia Heß und Gustavs Strenga. De Gruyter. Berlin – Boston 2024. 300 S., Ill. ISBN 978-3-11-135062-2. (€ 99,95.)

Diese Anthologie ist das Ergebnis des Projekts „Saints and Heroes from Christianization to Nationalism: Symbol, Image, Memory (Nord-West Russia, Baltic and Nordic countries)“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Gleich zu Beginn sollte hervorgehoben werden, dass die Autoren der Publikation weit über die traditionellen Studien zu Heiligenkulten und der Erinnerung an Helden hinausgehen, die üblicherweise auf die Analyse von Legenden und hagiografischen Überlieferungen sowie die Bedeutung solcher Kulte in früheren Jahrhunderten fokussiert sind. In der riesigen Fülle derartiger Veröffentlichungen stellt das von Cordelia Heß und Gustavs Strenga herausgegebene Buch eine äußerst interessante Sammlung von Beiträgen dar.

Die Autoren der zwölf Studien enthüllen die Prozesse hinter der Heroisierung und Sakralisierung mittelalterlicher Figuren im Ostseeraum im 19. und 20. Jh. Allgemein gesprochen geht es um die Neuinterpretation der Bedeutung von Heiligen und Helden im historischen Gedächtnis ausgewählter Gemeinschaften und infolgedessen um ihren Einfluss auf die Gestaltung moderner Identitäten. Dass es gelingt, ein facettenreiches Bild von diesen Transformationen zu gewinnen, wird durch die Integration unterschiedlicher lokaler Perspektiven in den globalen Kontext der Forschung zum Mediävalismus des 19. und 20. Jh. ermöglicht. Die Hrsg. verbinden nicht ohne Grund die Persönlichkeitstypen „Heilige“ und „Helden“, da sie eine äußerst wichtige gemeinsame Eigenschaft besitzen: Sie sind außergewöhnlich – oder werden zumindest so wahrgenommen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um reale oder fiktionale Figuren handelt. Die Prozesse ihrer Sakralisierung und Heroisierung verlaufen ähnlich: Eine Person wird aus dem Bereich der alltäglichen Sorgen (*profanum*) in den Bereich des Außergewöhnlichen (*sacrum*) erhoben. Trotz der tiefgreifenden Unterschiede in ihren Biografien genießen mittelalterliche Heilige und Helden hohes Ansehen, das die Erinnerung an sie über Jahrhunderte fortbestehen lässt. Viele von ihnen erlangten den Status eines „Nationalhelden“ oder zumindest einer Figur von großer Bedeutung für die Geschichte einer Nation. Dies verbindet scheinbar so unterschiedliche Figuren wie William Wallace und die Hl. Brigitta oder Jeanne d’Arc und dem lettischen

Krieger Imanta. Ihr „Leben nach dem Tod“ diene der Schaffung nationaler Identitäten im Prozess des *doing memory*, das in der Epoche der Romantik besonders stark präsent war.

Sari Katajala-Peltomaa hebt die Rolle der Erinnerung an die Hl. Brigitta als Instrument zur Schaffung kollektiver Identität und des *doing memory* im nachreformatorischen Finnland hervor und zeigt, wie Heilige in den Debatten über nationale und lokale Identität eingesetzt wurden. Kristina Jõekalda analysiert auf eindrucksvolle Weise den Kontrast zwischen der Jungfrau Maria und Linda (einer Figur aus der estnischen Mythologie) als konkurrierende Symbole im baltischen Raum und betont ihre unterschiedlichen Ursprünge, Funktionen und ihre Nutzung in nationalen Narrativen. Strenga beschreibt die Entwicklung des Bildes von Imanta von einem mittelalterlichen Bischofsmörder zu einem lettischen Nationalhelden und verdeutlicht, wie die romantische Fiktionalität und die nationalen Bedürfnisse jener Zeit seine Beständigkeit als Symbol des Freiheitskampfes beeinflussten. Steffen Hoppe zeigt, wie die Figur König Knuts IV. des Heiligen in Odense heutzutage zur Schaffung einer städtischen Identität verwendet wird, und beschreibt die vielfältigen Interpretationen seiner Geschichte und Symbolik. Im Aufsatz von Marianna Shakhnovich lesen wir über den Kult der Hl. Olga und darüber, wie die Volksreligion komplexe theologische Ideen an die alltäglichen Bedürfnisse und Traditionen lokaler Gemeinschaften anpasste.

Anna Ripatti und Henrik Ågren befassen sich nicht mit lokalen, sondern mit nationbildenden Themen. Die Autoren analysieren, auf welche Weise historische Persönlichkeiten wie Tyrgils Knutsson und der Hl. Erik in unterschiedlichen politischen und ideologischen Kontexten neu interpretiert wurden: Die Erinnerung an Knutsson wurde in Finnland genutzt, um Diskussionen über Kolonisation und nationale Autonomie zu führen, während Erik unter dem Einfluss der Aufklärung als nationales Symbol marginalisiert wurde. Die drei folgenden Texte von Mart Kuldkepp, Jan Rüdiger und Kati Parppei bieten tiefgehende Analysen dazu, wie mittelalterliche Figuren und Ereignisse im Kontext von Nationalismen, sich verändernden Grenzen und politischen Spannungen neu interpretiert wurden. Zusammenfassend betont Anti Selart, wie Heilige und Helden im Ostseeraum in Reaktion auf sich wandelnde gesellschaftliche und politische Bedürfnisse neu interpretiert wurden und eine zentrale Rolle bei der Schaffung nationaler Identitäten und historischer Narrative im 19. und 20. Jh. spielten.

Wichtig im Kontext globaler Studien ist der Blick auf die Ostseeregion, deren Geschichte stets heterogen und dynamisch war. Vom Mittelalter bis heute war die Region Schauplatz dramatischer politischer Ereignisse und zahlreicher Konflikte, wobei die Erfahrungen aus den mittelalterlichen Geschehnissen spätere Einstellungen grundlegend formten. Ich persönlich verstehe jedoch nicht, warum das Thema des *doing memory* über Heilige und Helden bezüglich zweier nationaler Kulturen des Ostseeraums – der polnischen und der litauischen – in diesem Band nicht aufgegriffen wurde. Gerade auf dem Gebiet der ehemaligen „Republik beider Nationen“ prägten im 19. und 20. Jh. Heiligenkulte und die Erinnerung an mittelalterliche Helden Generationen von Polen und Litauern, wurden in der Tagespolitik genutzt und waren eines der wichtigsten Topoi in der Massenkultur. Der litauische Großfürst Vytautas, einer der Sieger der Schlacht bei Tannenberg (Grunwald, Žalgiris), symbolisierte eine unnachgiebige Haltung sowohl gegenüber den Polen als auch später gegenüber den Deutschen. Er war eine der beliebtesten Figuren in Romanen und Theaterstücken, die das historische Gedächtnis der Litauer prägten. In den polnischen Teilungsgebieten im 19. Jh. war die Figur des Hl. Stanislaus, des Bischofs von Krakau, eine der historischen und frommen Motive, auf die sich die Träume der Polen von der Wiedererlangung der Unabhängigkeit stützten. Bereits im Mittelalter wurde sein Kult mit der Forderung nach der Wiedervereinigung des in Herzogtümer zersplitterten Königreichs Polen in Verbindung gebracht, und in Zeiten nationaler Unterdrückung kehrte diese Idee mit doppelter Kraft zurück. Die Figur des Hl. Stanislaus wurde später sogar von der kommunistischen Propaganda genutzt, jedoch in einem negativen Licht, als hartnäckiger Feind staatlicher Strukturen.

Trotz dieser großen Lücke leistet das Buch einen bedeutenden Beitrag zur Forschung über die Rezeption des Mittelalters in der Moderne in ausgewählten Regionen des Ostseeraums. Die Autoren analysieren die Prozesse der Heroisierung und Sakralisierung, die die Bildung nationaler Identitäten beeinflussten, und weisen auf die Vielfalt ihrer lokalen Ausprägungen hin. Zukünftige Forschungen sollten die Problematik der Wechselwirkungen zwischen lokalen und globalen Narrativen beim Aufbau des Gedächtnisses über mittelalterliche Heilige und Helden weiterentwickeln, um ein vollständigeres Bild dieser Prozesse zu liefern.

Warszawa

Piotr Kolpak

Science Interconnected. German-Polish Scholarly Entanglements in Modern History. Hrsg. von Jan Surman. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 40.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2022. VII, 345 S. ISBN 978-3-87969-466-2. (€ 57,-.)

Ostmitteleuropa ist in den vergangenen Jahren zunehmend in den Fokus einer transnational orientierten Wissenschaftsgeschichte gerückt. Gleichsam *in nuce* lässt sich, so die verbreitete Annahme, anhand der Region untersuchen, wie sich politische und soziale Umstände auf die Produktion und Zirkulation von Wissen auswirken, die auch im globalen Maßstab eine zentrale Bedeutung für die Wissenschaftsgeschichte haben: das Neben-, Mit- und Gegeneinander verschiedener sprachlicher, ethnischer und religiöser Gruppen, die Konkurrenz imperialer und nationaler Ordnungsentwürfe sowie die Machtasymmetrien zwischen sozioökonomischen Zentren und Peripherien. Der vorliegende Sammelband, der auf eine Konferenz des Marburger Herder-Instituts im Jahr 2015 zurückgeht, zeichnet in diesem Zusammenhang ein sehr vielschichtiges Bild der neuzeitlichen Geschichte wissenschaftlicher Verflechtungen zwischen Deutschland und Polen und greift dabei Trends der globalen Wissenschaftsgeschichte auf.

Einen wesentlichen Beitrag zur Innovativität der Publikation leisten zwei einführende Texte des Hrsg., die zusammen rund ein Viertel des Bandes ausmachen. In seiner Einleitung stellt Jan Surman zunächst einige methodische Annahmen dar, die dem Forschungsansatz des Bandes zugrunde liegen. Er entwirft ein Paradigma der Erforschung transnationaler Zirkulation von Wissen, das zwar die prägende Kraft des modernen Nationalstaats und die Bedeutung internationaler Machtasymmetrien für die Wissenschaftsgeschichte anerkennt, zugleich aber die Essentialisierung nationaler Differenzen vermeidet und dadurch stereotype Vorstellungen zueinander inkommensurabler nationaler Wissenschaftskulturen korrigiert. Mit Blick auf das deutsch-polnische Verhältnis bedeutet dies insbesondere, die verbreitete Vorstellung einer ausgeprägt asymmetrischen Verflechtung der beiden wissenschaftlichen Diskursräume zu differenzieren. S. argumentiert überzeugend, dass das Narrativ einer solchen Asymmetrie die Realität nicht nur reflektiert, sondern mitgestaltet: Während auf polnischer Seite die Furcht vor deutscher Dominanz die protektionistische Reaktion zur Folge haben kann, das vermeintlich authentische „Eigene“ zu konservieren, konzentriert sich der deutsche Diskurs über die transnationale Zirkulation von Wissen häufig auf westliche, vor allem transatlantische Zusammenhänge und unterschätzt dabei, welchen Anteil die Aneignung von Wissen aus dem benachbarten Osten an der Entwicklung der deutschen Wissenschaften hatte und hat (S. 2).

Demgegenüber ist es ein Ziel des Bandes, unter dem Stichwort der *interconnectedness* mikrohistorisch und praxeologisch die vielfältigen, wechselseitigen Interaktionen in den Blick zu nehmen und auch zu berücksichtigen, dass die Grenze zwischen „deutscher“ und „polnischer“ Wissenschaft historisch keineswegs immer klar definiert war. In diesem Sinne skizziert S. in seinem zweiten Beitrag überblicksartig den neuzeitlichen Wandel deutsch-polnischer wissenschaftlicher Verflechtungen und konstatiert einen Übergang von einer primär sozial statt national determinierten Vergemeinschaftung im 18. zu einer Verfestigung sprachlicher Gemeinschaften im 19. und schließlich zu einem staatlich vermittelten, eher inter- als transnational operierenden Wissenschaftsaustausch im 20. Jh. Seit 1989

gebe es wieder vermehrt Raum für transnationale Kontakte und Kooperationen unterhalb der staatlichen Ebene (S. 78).

Die darauf folgenden 15 Beiträge beleuchten deutsch-polnische Verflechtungen auf dem Gebiet zahlreicher wissenschaftlicher Disziplinen und berücksichtigen auch Kontexte nichtakademischer Wissensproduktion: Das Spektrum reicht von der Philosophie und der Geschichtswissenschaft über Chemie, Metallurgie und Botanik bis hin zu Architektur, Technikjournalismus und Geburtshilfe. Ebenso divers wie die vertretenen Wissensgebiete sind die von den Autorinnen und Autoren gewählten methodischen Zugänge. Überblicksartige Skizzen stehen neben Analysen einzelner Biografien, quantitative Auswertungen finden sich ebenso wie konzeptuelle Überlegungen und unkonventionelle transdisziplinäre Ansätze. Bei dieser Vielfalt, die durchaus einen Vorzug des Bandes darstellt, überrascht es nicht, dass einige Beiträge nicht den hohen Erwartungen gerecht werden, die S.s Einleitung weckt. Anstatt die Reziprozität polnisch-deutscher Wissenschaftsverflechtungen herauszuarbeiten, reproduzieren einige Texte die Vorstellung einer bloß rezeptiven Haltung der polnischen Seite, die sich wissenschaftliche Innovationen aus dem deutschsprachigen Raum entweder aneignete oder diese zurückwies. Aleksander Łupienko etwa konstatiert in seinem Beitrag zur Architekturgeschichte eine deutlich asymmetrische Verflechtung, bei der Wissen aus dem deutschen Sprachraum im 18. und 19. Jh. nach Polen transferiert worden sei – etwa durch die Tätigkeit deutscher Architekten in Polen oder das Studium angehender polnischer Architekten an deutschen und österreichischen Universitäten. Joanna Nieznanowska betont zwar zu Beginn ihres Beitrags, in dem sie Zusammenfassungen deutschsprachiger Veröffentlichungen zur Gynäkologie und Geburtshilfe in polnischen medizinischen Zeitschriften des späten 19. und frühen 20. Jh. statistisch auswertet, die Multidirektionalität wissenschaftlicher Verflechtungen, kommt jedoch zu dem Schluss, es habe eine erhebliche Abhängigkeit der polnischen von der deutschen medizinischen Forschung gegeben, die zeitgenössisch als Problem wahrgenommen worden sei (S. 137). Der Beitrag von Piotr Köhler, der am Beispiel des Austauschs von Exsiccata, also konservierten Pflanzen, die materielle Dimension wissenschaftlicher Verflechtungen beleuchtet, kontrastiert etwas holzschnittartig die Phase einer polnischen „Abhängigkeit“ von der Botanik des deutschen Sprachraums im langen 19. Jh. von derjenigen einer „unabhängigen“ polnischen Wissenschaftsentwicklung zwischen 1918 und 1939. Die biografische Studie Sophie Schwarzmaiers zu dem Maler und Wissenschaftstheoretiker Leon Chwistek schließlich fördert zwar Interessantes zur Verbindung von Kunst, Wissenschaft und politischem Engagement zutage, streift das Thema deutsch-polnischer Verflechtungen aber nur am Rande.

Die Mehrheit der Beiträge stellt jedoch tatsächlich Phänomene der *interconnectedness* in den Mittelpunkt und bietet originelle Einsichten in die wechselseitigen Interaktionen polnischer und deutscher Wissensproduktion. Erwähnung verdient etwa der Beitrag von Tomasz Mróz, der am Beispiel der Platon-Forscher Wincenty Lutosławski, Paul Natorp und Władysław Tatarkiewicz aufzeigt, welche Räume für kooperative, von gegenseitiger Anerkennung geprägte Zusammenarbeit es in der deutschen und polnischen Philosophie um 1900 gab. Christoph Maisch regt in seinem ebenfalls philosophiegeschichtlichen Beitrag an, über das Konzept des *entanglement* hinauszudenken, indem er – mit Bezugnahme auf Grundsätze der Quantenmechanik – statt von präexistierenden, sich miteinander verflechtenden nationalen Kontexten von einem *common space* philosophischer Diskurse ausgeht. Friedrich Cain lotet auf andere Weise die Grenzen des Verflechtungskonzepts aus, indem er es auf das deutsch besetzte Polen im Zweiten Weltkrieg anwendet, in dem Hybridität aus Sicht sowohl der Besatzer als auch der Besetzten als problematisch galt und das Verhältnis von einer enormen Machtasymmetrie geprägt war, es aber trotzdem zu Formen wissenschaftlicher Zusammenarbeit kam. Katrin Steffen schließlich zeigt anhand des sowohl in Polen als auch in Deutschland in unterschiedlichen politischen Systemen als Experte fungierenden Metallurgen Jan Czochralski auf, welche Handlungsmacht transnational tätige Wissenschaftler entfalten konnten, aber auch, welches Misstrauen

ihnen als national nicht eindeutig klassifizierbaren Akteuren im 20. Jh. entgegenschlug. Den Abschluss des Bandes bildet ein Gespräch zwischen dem Hrsg. und den Historikerinnen Dietlind Hüchtker, Steffen und Joanna Wawrzyniak über die Sichtbarkeit von Frauen in der polnisch-deutschen Wissenschaftsgeschichte.

Trotz der leicht schwankenden Qualität der einzelnen Beiträge bietet der Sammelband insgesamt ein vielfältiges historisches Panorama wissenschaftlicher Kontakte zwischen Deutschland und Polen und zeigt methodische und konzeptuelle Perspektiven auf, die auch für eine transnationale Wissenschaftsgeschichte jenseits des deutsch-polnischen Kontextes von hoher Relevanz sind.

Basel

Kai Johann Willms

Folckert Lüken-Isberner: Johann Benjamin Gross. Cello-Virtuose und Komponist (1809-1848). Ein Feind alles falschen und unedlen Flitters in der Kunst wie im Leben. PAN Verlag. Kassel 2023. 247 S., Ill. ISBN 978-3-907073-68-1. (€ 35,-.)

Johann Benjamin Gross war ein Virtuose auf dem Violoncello, Komponist und Musikkorrespondent. Er lebte in der ersten Hälfte des 19. Jh. und war ein Zeitgenosse von Robert Schumann, mit dem er auch in Briefkontakt stand und den er getroffen hat. Kurzzeitig war Gross in Leipzig der Kompositionslehrer von Clara Wieck. Der aus dem westpreußischen Elbing (Elbląg) stammende Musiker wirkte unter anderem in Berlin, Leipzig, Dorpat (Tartu), Reval (Tallinn), Riga und Sankt Petersburg. Er ist 1809, in demselben Jahr wie Felix Mendelssohn Bartholdy, geboren und bezeichnete seine Musik als „familienähnlich“ mit der von Mendelssohn. Beide waren auch im Austausch, und Mendelssohn kannte zum Teil Kompositionen von Gross. Seine Werke stehen seit Mitte der 2000er Jahre immer mal wieder auf Konzertprogrammen, und auch einige CD-Einspielungen hat es seitdem gegeben. Folckert Lüken-Isberner möchte mit dieser Biografie den Komponisten dem Vergessen entreißen und das Interesse an ihm in der Musikwelt steigern. Er legt dafür nicht nur eine detaillierte Lebensbeschreibung vor, sondern auch ein thematisch-bibliografisches Werkverzeichnis, aus dem hervorgeht, dass Gross sowohl Kammermusik und Orchesterwerke als auch Vokalwerke komponiert hat. Einen besonderen Schwerpunkt in seinem Schaffen bildet die Kammermusik mit Violoncello. Im Folgenden stellt der Autor die Quellen zur Gross-Rezeption aus dessen Lebzeiten denen der heutigen Zeit gegenüber, inklusive der Aufnahmen. Im Anhang sind zusätzlich sämtliche journalistische Texte des Komponisten, die er als Korrespondent in Sankt Petersburg 1847/48 für die *Neue Berliner Musikzeitung* verfasst hat, ungekürzt wiedergegeben. Dass Gross zwei Jahre lang als Musikkorrespondent tätig war, ist ein neues Forschungsergebnis. Der biografische Teil des Buches ist kleinteilig strukturiert und enthält sehr viel ungekürztes Briefmaterial, zahlreiche Original-Zitate aus Musikzeitschriften und reichlich Bilder. Gross komponierte auch eine Violoncelloschule, die als verschollen galt und von der L.-I. eine „halbwegs gelungene Rekonstruktion [...] als Ergebnis der Recherchen“ (S. 12) erwähnt.

Seine Zeitgenossen meinten, man könne „auf den ersten Blick [...] im Aussehen von Herrn Gross einen erhabenen Künstler erkennen. Er hat eine angenehme Erscheinung, ist blond und weckt Interesse. Jedoch sobald in seinen Händen ein Cello ist, transformiert er sich in einem Augenblick vollkommen [...] er entlockt dem romantischen Musikinstrument zauberhafte Töne“ (S. 54). Der Cellist Gross war seiner Zeit bekannt als virtuoser Musiker, seine zahlreichen Konzertreisen führten ihn durch den Nordosten Europas.

Besonders wertvoll ist, dass diese Biografie einen Einblick in das Musikleben am Beginn des 19. Jh. in Städten wie Reval, Riga und Sankt Peterburg ermöglicht. L. schreibt: „Grundsätzlich war das Baltikum zu der Zeit als Karriere-Station attraktiv für Musiker“ (S. 36). Am Stadtrand von Dorpat hatte der Mäzen Baron Carl Eduard von Liphardt seinen Sitz im Schloss Ratshof. Von dessen Förderung profitierte auch Gross von 1833 bis 1836. In dieser Zeit hatte er eine Anstellung im Privatquartett des Barons, wirkte als Kapellmeister und Chordirigent und hatte ausreichend Freiraum zum Komponieren. Gross' Briefe,

seine Kommunikation mit den Verlagen und seine inkognito verfassten Konzertkritiken für Musikzeitschriften wie die *Neue Berliner Musikzeitung* zeigen den Komponisten immer wieder auf sehr persönliche Art und Weise. Man freut sich geradezu mit ihm, wenn er berichtet: „Einen sehr schönen Stradivarius habe ich gekauft, ich schmelze ordentlich im Besitze dieses vortrefflichen Instrumentes“ (S. 52). Außerdem setzte er sich dafür ein, dass das Streichquartett als Kammermusikgattung in Sankt Petersburg populär wurde. Interessant ist, dass er schon relativ früh den Standpunkt des später erst aufblühenden Cäcilianismus vertrat: „Es ist bei mir zur Überzeugung geworden, dass in einer Kirche reine Vocalmusik den schönsten Eindruck macht. Die Orchesterinstrumente erinnern zu sehr an weltlichen Klingklang“ (S. 52).

Der Autor bezeichnet sein Buch als eine „neugierige Reise in das unbekannte Territorium der musikhistorischen Forschung“ (S. 10), das „durchaus gewagt“ gewesen sei, da er kein Musikwissenschaftler sei. Der wertvollen Arbeit einer Quellensammlung tut das aber keinerlei Abbruch; sie ist sorgfältig zusammengestellt, und das Buch ist „ausgesprochen quellenbasiert“ (S. 12). Was beim Lesen an Briefzitate hin und wieder etwas lang erscheint, ist als Quellengrundlage für weitere musikwissenschaftliche Forschung umso wichtiger. Weiteren Forschungsbedarf benennt der Autor auch selbst, z. B. eine noch ausstehende „vollumfängliche Würdigung des Gross'schen Wirkens in seinem wichtigsten Lebensabschnitt“ (S. 58), nämlich dessen letzten Lebensjahre in Sankt Petersburg. Letztendlich ist das Buch sicherlich vor allem für Cellisten interessant und aufschlussreich.

Karlsruhe

Almut Ochsmann

Brendan Karch: Nation and Loyalty in a German-Polish Borderland. Upper Silesia, 1848–1960. (Publications of the German Historical Institute.) Cambridge University Press. Cambridge 2018. XVI, 332 S. ISBN 978-1-108-46398-0. (£ 30,99.)

Oberschlesien (und dessen Bevölkerung) ist seit Jahren ein besonders häufiges Objekt historischer Forschung hinsichtlich seiner wechselhaften Konfliktgeschichte im Rahmen der deutsch-polnischen Beziehungen im späten 19. und gesamten 20. Jh. Insbesondere gilt dies für die Bildung eines nationalen Bewusstseins sowie für dessen Beeinflussung durch extremen Nationalismus, Krieg und Vertreibungen. Während die Ausbildung bzw. fehlende Ausbildung von nationalem Bewusstsein bereits untersucht worden ist, wurden Veränderungen in den Loyalitäten der ober Schlesischen Bevölkerung im Zuge dieser Analysen bislang nicht hinreichend berücksichtigt. Betrachtet wurden hierbei immer nur Deutsche und Polen, nicht aber die Gruppe der Schlesier/Slonzaken/Ślązacy.

Ausgehend von der Beobachtung, dass die „Schlesier“ die größte ethnische Minderheit im heutigen, ethnisch weitgehend homogenisierten Polen bilden, kommt Brendan Karch in seiner quellengesättigten Studie zu dem Schluss, dass die Schlesier als eigenständige Gruppe ein historisches Überbleibsel der gewaltsamen demografischen Revolution des 20. Jh. in Polen seien. Daher geht er von der These aus, dass nationale Konflikte und Gewalt in Oberschlesien Juden, Ukrainer und Deutsche als Gruppen unsichtbar werden ließen, dass sie zugleich aber zur Gruppe der „Schlesier“ vorschmolzen seien. Diese seien also nicht durch Vertreibung oder Umsiedlung, sondern vielmehr als regionale Erfindung aus der Gruppe der „Oberschlesier“ entstanden. Die nationalen Konflikte im 19. und frühen 20. Jh., die Schlesischen Aufstände und schließlich auch ethnische Säuberungen hätten somit Einfluss darauf gehabt, dass die dortige Bevölkerung sich als Oberschlesier zu empfinden begonnen habe. Folgt man also K.s diskussionswürdige These, so hätten die „Schlesier“ eine eigene homogene Gruppe gebildet, in der Deutsche, Juden oder Ukrainer aufgegangen seien – Deutsche aus Oberschlesien würden somit beispielsweise nicht als Deutsche, sondern als „Schlesier“ wahrgenommen und würden sich auch selbst als solche identifizieren.

K. möchte in seiner Studie also darlegen, wie von der ober Schlesischen Bevölkerung ausgehend das umfassendere Bild und die Identität der Schlesier insbesondere im „Jahr-

hundert der Extreme“ (Eric Hobsbawm) geprägt worden ist: Seinem Befund nach sei in der deutschen und polnischen Wahrnehmung das Bild der Schlesier auf die Gruppe der Oberschlesier verengt worden, sodass Niederschlesier in der Gruppenwahrnehmung keine Rolle gespielt hätten. Erst durch diesen Prozess seien die Schlesier als Gruppe mit einer eigenen Identität wahrgenommen worden. Grundlegend hierfür seien die konfessionellen Loyalitäten der zu 90 Prozent katholischen Bevölkerung und der polnische Dialekt Slonsakisch (pejorativ: „Wasserpolsch“) gewesen. Die Schlesier seien gegenüber der nationalistischen Agitation von Polen und Deutschen gleichermaßen insofern resilient geworden, als dass sie sich durch das Jahrhundert der Massenpolitik, Weltkriege und Massenmorde sowie Vertreibungen hindurchlaviert hätten, indem sie gezielt ihre eigene nationale Zweideutigkeit geschaffen hätten. Nationalistischer Radikalismus und nationaler Skeptizismus hätten sich gegenseitig befeuert und die heutigen Oberschlesier erst möglich gemacht. Insgesamt ist Oberschlesien daher für den Vf. eines der wenigen Territorien, in denen Versuche einer nationalen Homogenisierung in Ostmitteleuropa fehlgeschlagen seien.

Um die Entwicklung dieser imaginierten Gemeinschaft in der *longue durée* zwischen dem 19. und dem ausgehenden 20. Jh. nachzuvollziehen, untersucht K. das Alltagsleben und die Konflikte aus einer Mikroperspektive. Er fokussiert seine empirische Analyse auf Oppeln (Opole), wo vor allem deutschsprachige Beamte und Angestellte lebten, sowie dessen eher ländliche Umgebung. Der polnische Nationalismus sei dort von sozialen Aufsteigern sowie auswärtigen Aktivisten geschürt worden. Da Politik unter diesen Bedingungen immer auch ein Abbild nationaler Kämpfe war, sieht K. in der Analyse von (sich verändernden) Loyalitäten adäquaten methodischen Zugriff, auch um in einer konstruktivistischen Perspektive klarzustellen, dass nationale Gruppen keine primordialen sozialen Einheiten seien. Hierbei folgt er auch Rogers Brubakers¹ Kritik an der „nationalen Identität“ und baut auf seinem Ansatz des *groupism* auf, der den Prozess der Kategorisierung als wesentliches Element für das Separieren von Bevölkerungen sieht. Der Begriff „Loyalität“ sei im Vergleich zu „Identität“, der letztlich eine nicht vorhandene Stabilität suggeriere, und zu *national indifference* (Tara Zahra) deutlich flexibler und analytisch produktiver, wenn es darum geht, Gruppenbildungen nachzuvollziehen und zu charakterisieren – Loyalitäten, so K.s Prämisse, müssten gefördert, erarbeitet und sich auch verdient werden. Sie können daher auch zufällig, vermittelt oder nur partiell auftreten und setzen gegenseitiges *commitment* voraus. Sie seien daher ein soziales Phänomen, was wiederum für die Analyse bedeute, dass auf die Akteure und ihre *agency* fokussiert werden müsse.

Diese anregende Leitfrage, die letztlich eine kritische Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung zu nationalen Identitäten und Nationalismen insgesamt bedeutet, diskutiert K. in sieben chronologisch angeordneten Hauptkapiteln, die von einem Epilog – einem Ausblick in die Zeit nach 1989 – abgerundet werden. Zunächst analysiert der Vf. die anfangs zwischen Polen und Deutschen Gemeinsamkeit stiftende Rolle des Katholizismus zwischen 1848 und 1890, um anschließend das „Debüt“ des polnischen Nationalismus, der durch Aktivisten nach Oberschlesien gebracht worden sei, zu diskutieren. Das dritte Hauptkapitel ist dem Ersten Weltkrieg und dem Plebiszit bzw. den Aufständen in Oberschlesien gewidmet. Anschließend erläutert K. für die Jahre bis 1933 die Kluft zwischen Demokratie und (sich radikalisiertem) Nationalismus. Das folgende Hauptkapitel behandelt das Schicksal der Juden in Oberschlesien im Zeichen des Minderheitenschutzes und die Rolle des Völkerbundes in der Zwischenkriegszeit. Den Einfluss des Nationalsozialismus nach 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs legt der Vf. dar, indem er die Förderung loyaler Deutscher in Oberschlesien im Sinne der NS-Volksgemeinschaft analysiert. Das siebte Hauptkapitel zeigt, wie die Oberschlesier nach 1945 zu loyalen polnischen Staatsbürgern geformt wurden.

Der deutsch-polnische Gegensatz, so schlussfolgert K., habe somit in Oberschlesien keine nationalen Identitäten hervorgebracht, sondern sich verändernde Loyalitäten,

1 Etwa: ROGERS BRUBAKER: *Ethnicity without Groups*, Cambridge, MA 2004.

wodurch es möglich gewesen sei, sich zwischen den Ansprüchen von Deutschen und Polen gleichermaßen zu behaupten. Vor allem Migration und Spracherwerb hätten den Weg einerseits für eine ethnische Homogenisierung, aber andererseits auch für eine lokale Selbstbehauptung gegenüber nur einer einzigen Loyalitätsoption bereitet. Die Loyalitäten seien durch politische Akteure gewonnen oder verloren worden. Hierdurch könne die sozial konstruktive Kraft von Nationalisierung klarer herausgearbeitet werden. Daher zeige gerade das Beispiel Oberschlesien, wie fragil das Konzept der Nation als *plebiscite de tous les jours* (Ernest Renan) sei, sondern dass es andere wirksame Loyalitätsoptionen gäbe.

Die anregende zu lesende Mikrostudie gibt Aufschluss über den Aufbau und die Festigung von Loyalitäten, aber auch Hinweise darauf, warum die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit in Oberschlesien so virulent und volatil zugleich war. K. hat eine wichtige Studie für die weitere Diskussion der Entwicklung nationalen Gedankengutes in Oberschlesien und darüber hinaus über die Bedeutung für die Entwicklung von Loyalitäten in nationalisierenden Kontexten vorgelegt. Mit seiner konstruktivistischen Forschungsfrage nach sich wandelnden und festigenden Loyalitäten hat er einen wichtigen Baustein für die Beforschung nationaler und regionaler Identitäten und Bewegungen vorgelegt und gezeigt, dass weitere mikrohistorische Studien auch zu anderen multiethnischen Regionen nötig sind.

Bochum – Herne

Heidi Hein-Kircher

Magdalena Waligórska: Cross Purposes. Catholicism and the Political Imagination in Poland. Cambridge University Press. Cambridge u. a. 2023. XII, 376 S., 35 Ill. ISBN 978-1-109-23095-7. (£ 90,—)

Die Arbeit von Magdalena Waligórska befasst sich aus kulturhistorischer Perspektive mit der sich im Laufe der Geschichte wandelnden Bedeutung des Kreuzes als eines zentralen politisch-kulturellen Symbols im politischen Diskurs Polens. Dabei stützt sie sich in durchaus überzeugender Weise auf das theoretische Konzept von Victor Turner, der die semantischen Veränderungen in der Symbolik als Ausdruck sich wandelnder sozialer Beziehungen deutet.

Die Fokussierung auf das Kreuz als Symbol – es wären durchaus auch andere Symbole, wie z. B. Muttergottesabbildungen, denkbar gewesen – begründet W. mit dessen besonderer Rolle im Kampf für die polnische Unabhängigkeit und im antikommunistischen Widerstand einerseits sowie als Projektionsfläche eines konservativen Verständnisses als Bollwerk der Christenheit und konservativer Werte andererseits. Dabei wird deutlich, dass die Einzigartigkeit des Kreuzsymbols in seiner Einfachheit, Abstraktheit sowie leichten Reproduzierbarkeit liegt. Die performative Vielfalt, die das Kreuz anbietet, macht es in besonderer Weise geeignet für mannigfaltigen Gebrauch in politisch-kultureller Hinsicht. Die Botschaften, die mittels dieses Symbols transportiert werden, wandeln sich im Laufe der Zeiten und sind durchaus mehrdeutig, wenn nicht sogar widersprüchlich. Die Wahl des Kreuzes als polyphones, politisches Symbol bewährt sich im Laufe der Untersuchung und bietet vielfältige Zugänge zu den Entwicklungen des politisch-kulturellen Diskurses in Polen.

Ausdrücklich behandelt W. in ihrer Arbeit das Kreuz konsequent als *politisches* Symbol. Allerdings liegt in dieser nachvollziehbaren Begrenzung auch eine Schwäche der Arbeit, da dadurch die transzendentalen Dimensionen der eindrucksvoll nachgezeichneten Identitätsdiskurse und damit eine wesentliche Quelle der Motivation für das oftmals mit vielen Risiken verbundene Agieren der historischen Akteure nicht in den Blick kommen. Damit bleibt ein Teil der Mobilisierungskraft des Kreuzes im Dunkeln.

Nach einem kurzen Abriss der Geschichte des Kreuzes in Polen, in der sie das semiotische Feld und seine Entwicklung skizziert, setzt W. in ihrer Untersuchung mit dem Jahr 1861, dem Vorfeld des Januaraufstands von 1863, ein. Die Vf. behandelt in diesem Kapitel die Zeit bis zur Wiederherstellung der polnischen Unabhängigkeit 1918. Dabei macht sie

auf den hoch interessanten Umstand aufmerksam, dass das Kreuz in den 1860er-Jahren durchaus auch als ein die jüdische Bevölkerung inkludierendes Symbol wahrgenommen wurde. Das Kreuz wurde von progressiven politischen Bewegungen genutzt und damit aus dem kirchlich-katholischen Zusammenhang teilweise herausgelöst. Nichtsdestoweniger war der weiterhin bestehende politisch-kulturelle Resonanzraum des Katholizismus eine wichtige Voraussetzung für die subversive Kraft des Symbols. Dieser Resonanzraum erhielt seine Kraft neben den religiösen Haltungen wesentlich auch dadurch, dass er sich in besonderer Weise zur Abgrenzung vom orthodoxen Russland und mehrheitlich protestantischen Preußen/Deutschland anbot.

In Kap. 2 setzt sich W. mit den politisch-kulturellen Entwicklungen in der Zweiten Polnischen Republik auseinander. Mit der Institutionalisierung des Staates wandelte sich das Symbol des Kreuzes zunehmend von einem Zeichen der nationalen Subversion zu einem Instrument der Erinnerung sowie der nationalen Affirmation. Dabei bestanden klassisch religiöse und politische Funktionen nebeneinander her bzw. wurden bisweilen gleichzeitig demselben Objekt zugeschrieben. Das Kreuz funktionierte zudem nicht zuletzt als Abgrenzung gegen andere nationale Ansprüche, wie die der Ukrainer, oder als Zeichen gegen den „gottlosen“ Bolschewismus der Sowjetunion. Dabei flossen auch die trauernde Bewältigung des polnisch-sowjetischen Krieges und politische Affirmation ineinander. Dieser Wandel von einem inklusiven zu einem zunehmend exkludierenden Symbol, das auch noch eigene expansionistische Ziele beinhaltete, kennzeichnete die Zwischenkriegszeit.

W. arbeitet eindrücklich heraus, dass das Kreuzsymbol interessanterweise nicht an die Zeit vor der Teilung Polens anschloss, sondern neue, aus der damaligen Gegenwart erwachsene Inhalte aufnahm.

Kap. 3 setzt ein mit der Phase des Poststalinismus und befasst sich insbesondere mit den Protesten zum Erhalt des Kreuzes im Jahre 1960 in der 1956 neuerrichteten sozialistischen Musterstadt Nowa Huta bei Krakau. W. kann anhand der Entwicklungen verdeutlichen, wie das Kreuz erneut zu einem subversiven Symbol gegen die herrschende Ordnung wurde. Dabei konnte zum Teil semiotisch an den Antibolschewismus der Zwischenkriegszeit angeknüpft werden. Die Proteste sind zu einer wichtigen Vorlage des weiteren antikomunistischen Widerstands in Polen geworden, und die Erinnerung an diesen erfolgreichen Protest stellte gerade zu Zeiten der *Solidarność* eine wichtige Ermutigung dar.

Es ist verdienstvoll, dass W. sich auch mit dem Genderaspekt auseinandersetzt. Ausgangspunkt ist die oft unberücksichtigte Tatsache, dass die Proteste in Nowa Huta in überwiegender Mehrheit von Frauen getragen wurden. Diese Perspektive verspricht durchaus weiterführende Erkenntnisse, wenn man neben den geschlechtsspezifischen Erfahrungen auch die jeweiligen gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit einbezieht. Mit der Untersuchung von W. ist jedenfalls ein interessanter Anfang gemacht.

Im anschließenden Kap. 4 setzt sich die Autorin mit der politisch-kulturellen Funktion des Kreuzes in der *Solidarność*-Zeit auseinander. Das Symbol gelangte nun gewissermaßen zu voller subversiver Blüte, indem es neben politischen Inhalten auch eine metaphysische Legitimation sowie spirituelle Herkunft verkörperte. Insbesondere der Aspekt der *Memoria*, der aus der Tradition der religiösen Trauerbewältigung kommt, gewann eine stark politische Dimension. Zugleich kündigen sich aber auch schon zunehmend affirmative Züge einer im Entstehen begriffenen neuen Ordnung an. Die Mehrdeutigkeit und Vielschichtigkeit des Symbols tritt in der in Kap. 5 untersuchten Transformationszeit in voller Klarheit hervor. W. zeigt anhand einer reichen Materialgrundlage auf, wie das Kreuz symbolisch sowohl in subversiven (antistrukturellen) als auch affirmativen (strukturellen) Formen genutzt wurde, wobei mit der postmodernen ironischen Verfremdung nunmehr eine neue Dimension hinzutrat. Im abschließenden Kapitel, das mit der Katastrophe von Smolensk 2010 und den darauffolgenden Auseinandersetzungen um das Gedenkkreuz in Warschau einsetzt, wird geschildert, wie sich diese Konflikte erneut zuspitzten. Neu hinzu kam das Phänomen eines religiösen Populismus, dessen sich die Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) seitdem konsequent befleißigt. Die Untersuchung verdeutlicht eindrücklich,

dass der „politische Katholizismus“ viel säkularer ist als erwartet, während die säkularistischen Kräfte auf starke katholische Grundprägungen zurückgreifen. Die Auseinandersetzung mit der populistischen Instrumentalisierung des Kreuzes ruft Spannungen mit der katholischen Hierarchie hervor, die dieses Agieren als blasphemisch kritisiert.

W. hat eine sehr lesenswerte, material- und kenntnisreiche Studie vorgelegt, die Einsichten in den Bedeutungs- und Funktionswandel eines zentralen politisch-kulturellen Symbols ermöglicht. Es ist der Tonalität der Arbeit anzumerken, dass sie stark von den politischen Auseinandersetzungen der PiS-Zeit geprägt ist. Das mag auch erklären, warum das Bild des Katholizismus und insbesondere des Episkopats bisweilen etwas holzschnittartig ausfällt. Das mindert aber nicht die Verdienste dieser Studie. Allein die Entscheidung der Autorin, die höchst traumatischen Phasen der Okkupation und des Stalinismus auszulassen, vermag nicht zu überzeugen. Vermutlich liegt in einem sozial-psychologischen Blick auf diese Zeit und die aus ihr erwachsenden Prägungen und Bedürfnisse ein wichtiger weiterer Schlüssel zum Verständnis des Eros des Kreuzes als politisch-kulturellem Symbol.

Berlin

Jörg Lüer

Frank Rochow: Architektur und Staatsbildung. Festungsbauten als Instrument habsburgischer Herrschaft in Krakau und Lemberg. (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 8.) Wallstein. Göttingen 2024. 347 S., Ill. ISBN 978-3-8353-5506-4. (€ 39,—.)

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Architektur ist ein Paradebeispiel für transdisziplinäre Forschung, denn unser Verständnis für Gebautes wird fragmentarisch bleiben, wenn wir es nur kunsthistorisch, etwa stilgeschichtlich, betrachten. Ebenso fragmentarisch wäre es, wenn wir es nur als sozialen Ausdruck verstünden – denn Architektur hat immer eine spezifische Form, die nicht zufällig entstanden ist. Sich in den komplexen Strukturen und Prozessen staatlicher Verwaltungen zu orientieren, die für Bauagenden zuständig waren, und daraus Erkenntnisse zur Aussagefähigkeit von Architektur zu gewinnen, mag Kunsthistoriker:innen, deren Auge auf die Form geschult ist, schwerer fallen als spezifisch ausgebildeten Historiker:innen. Daher ist es ein großer Gewinn, wenn Historiker:innen wie Frank Rochow mit ihrer Themenwahl eine Brücke zur (kunsthistorischen) Architekturgeschichte schlagen. Dabei befasst er sich mit einem Themenkomplex, der militärischen Architektur, die für die klassische Architekturgeschichte (abgesehen vom Befestigungsbau der Renaissance) leider ein Randthema darstellt.

R. geht es in seinem Buch zu den Festungsbauten in Krakau und Lemberg weniger um deren formale Erscheinung als vielmehr um das soziale Gefüge, das diese Bauten entstehen ließ. Er bettet sie in den „beschleunigten“ Staatsbildungsprozess der Habsburgermonarchie (S. 71) ein, als mit dem jungen Kaiser Franz Joseph I. die Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848 durch zentral gesteuerte Reformen zu besänftigen versucht wurden. Dabei beschränkt er sich auf die kurze Zeitspanne der frühen 1850er Jahre, des Neoabsolutismus. Er beleuchtet den Versuch der Machtzentrale, auf das gesamte Staatsgebiet zuzugreifen, und untersucht, welche Strukturen und Entscheidungsgewalten dafür eingerichtet wurden und wie dieses System funktionierte. Dabei fällt gerade in der Gegenüberstellung der Geschehnisse in Lemberg mit denen in Krakau auf, wie sehr die habsburgische Staatsmacht (zumindest in ihren militärischen Bereichen) ortsspezifisch zwischen autoritärem Zugriff und Berücksichtigung von Partikularinteressen schwankte. R. zeigt einerseits die autoritäre Entscheidungsgewalt der zentralen Behörden in der Haupt- und Residenzstadt Wien und andererseits die pragmatischere Lösungssuche, die untergeordnete Stellen in der Provinz an den Tag legten bzw. legen mussten. Die übergeordneten Stellen mussten sich oft aus Unkenntnis der Umstände vor Ort auf die Expertise dieser untergeordneten Stellen verlassen. Indem R. auch die lokalen und zivilen Institutionen in Lemberg und Krakau behandelt, ist sein Buch ein lehrreiches Beispiel dafür, wie man den Blick sowohl auf die Makro- als auch auf die Mikroebene richten kann. Interessant sind R.s Unter-

suchungen vor allem in Bezug auf jene Strukturen (z. B. der Bauverwaltung), die der höchst zentralistisch agierende Joseph II. im Sinn der Optimierung des Staatswesens etablieren wollte und die wegen der Langwierigkeit der daraus resultierenden Behördenwege zumindest partiell wieder zurückgenommen werden mussten. Diese historische Kontextualisierung liefert R. leider nicht, wie er auch andere größere Zusammenhänge nicht eigens thematisiert, an denen sich die Auswirkungen hätten festmachen lassen, etwa die Bedeutung der Vorgänge in der militärischen Bauverwaltung für die Organisationsstruktur der für die Wiener Ringstraße zuständigen Institutionen.

R. legt großes Augenmerk auf die methodisch-theoretische Fundierung seines Buches, die dem politikwissenschaftlichen Ansatz der Politikfeldanalyse folgend die inhaltliche Gliederung vorgibt. Das erste Kapitel schildert die politische, militärische und administrative Ausgangslage: die historische Entwicklung der Monarchie um das Jahr 1848, die Bedeutung des Militärs für die neoabsolutistische Monarchie und die Einordnung Galiziens in den Gesamtstaat vor allem in wirtschaftlicher und administrativer Hinsicht. Im zweiten Kapitel behandelt R. die Ziele und Pläne, die der Staat in Galizien verfolgte (etwa zu der Frage, welche militärische Rolle Galizien und seine Befestigungen zum Schutz gegen innere wie äußere Feinde einnehmen sollten), stellt die staatlichen Akteure vor (sowohl Personen als auch Institutionen), erklärt die Strukturen der verschiedenen Hierarchieebenen und beschreibt die in Gang gesetzten Handlungen (etwa den Bau der Zitadelle in Lemberg). Im dritten Kapitel kommt er auf die Aktionen und Reaktionen der lokalen Bevölkerung zu sprechen. Wie betrafen militärische Bauprojekte den jeweiligen Wirtschaftsstandort etwa hinsichtlich der Beschaffung von Baumaterial, der Beschäftigung von Arbeitskräften oder der Enteignung von Grundstücken? Auch befasst er sich mit Fragen der lokalen politischen Identität (besonders aussagekräftig am Beispiel des Kościuszko-Hügels in Krakau). Im letzten Kapitel fragt R. nach den Einschätzungen der Baumaßnahmen durch die zivile Öffentlichkeit vor Ort: Wie sehr wurden sie als Symbol politischer Unterdrückung wahrgenommen, bzw. wie versuchte die Zentralmacht etwa durch Benennungen von Straßen oder Gebäuden ihre Autorität vor Ort zu manifestieren?

Wichtige Erkenntnisse, die R. in seiner Studie liefert, sind zweifellos der durchaus ambivalente Umgang der absolutistisch agierenden habsburgischen Staatsmacht mit den Bedingungen vor Ort. Sie konnte und wollte nicht einfach über die Köpfe der Bevölkerung hinweg entscheiden, sondern trat in eine Interaktion mit ihr, die je nach Anlass sowohl repressiv als auch entgegenkommend sein konnte, um die „Kooperation mit lokalen Akteur:innen“ (S. 304) nicht zu gefährden. Einmal mehr lernen wir, dass die Verwaltung dieses so vielfältigen und heterogenen Staates sehr flexibel auf individuelle Herausforderungen reagieren musste – selbst in Zeiten einer absolutistischen Herrschaftsauffassung mit dem unanfechtbaren Suprematieanspruch gerade des Militärs als Repräsentant kaiserlicher Staatsmacht. Dementsprechend lag die alleinige Entscheidungsgewalt zwar bei den obersten Staatsstellen wie der Generalgouvernementdirektion, die jedoch ohne das Wissen, die Kompetenz und die Einschätzung selbst von Beamten, die weit unten im Verwaltungsapparat angeordnet waren, aufgrund deren „Informationsmonopols“ (S. 302) keine Entscheidungen treffen konnte. Ein weiteres Phänomen, das die Beamenschaft der Habsburgermonarchie generell charakterisierte und das wir auch aus anderen staatlichen Geschäftsbereichen kennen, war, dass sie bestens ausgebildete Eliten darstellten und enge Netzwerke bildeten, die sowohl den persönlichen sozialen Umgang als auch ihr professionelles Agieren in dem Berufsfeld, für das sie zuständig waren, förderten. Bemerkenswert sind auch R.s Feststellungen hinsichtlich der Modernisierungsprozesse innerhalb der Monarchie: Auch wenn das habsburgische Militär konservativ agierte, weil es die traditionellen Machtverhältnisse zu erhalten helfen sollte, war es kein Widerspruch, die modernsten technologischen Entwicklungen für die eigenen Belange einzusetzen – nicht anders als das elektrische Licht und die Telefonleitungen im Inneren der jahrhundertealten Wiener Hofburg, die nach Außen unveränderbare Altherwürdigkeit ausstrahlen sollte.

Schade ist, dass R.s Buch ein Register fehlt – da es aber auch als E-book erhältlich ist, kann man natürlich darauf verzichten. Und schade, aber wohl finanziell begründet, ist, dass sein Buch nur wenig bebildert ist und dass gerade Stadtpläne so klein reproduziert sind, dass ihre Lesbarkeit sehr darunter leidet. Aufgrund seiner umfangreichen Archiv-recherchen bietet R.s Buch jedoch einen so reichen Fundus an Daten und Fakten, dass es für weitere Untersuchungen staatlichen Bauwesens in der Habsburgermonarchie von großem Nutzen sein wird.

Wien

Richard Kurdiovsky

Gábor Thoroczkay: The Historical Research on the Árpád Era. From the Austro-Hungarian Compromise (1867) to the Present Day. (Arpadiana, Bd. 17.) HUN-REN Research Centre for the Humanities. Budapest 2024. 260 S. ISBN 978-963-416-458-6. (Ft. 4500,—)

Der Autor, Mediävist an der Eötvös-Lorand-Universität in Budapest, gibt einen Überblick über die Geschichte der ungarischen Mittelalterforschung, ihrer Institutionen, Personen und Themen. Eingeleitet wird die Darstellung mit der Skizzierung der institutionellen Rahmenbedingungen mediävistischer Arbeit in Ungarn, einer Orientierung über die Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen, die geschichtswissenschaftlichen Zeitschriften und das universitäre Qualifikationsmodell. Das zweite Kapitel bietet einen eingehenden Überblick über die Quellenpublikationen zur ungarischen Geschichte (Editionen der erzählenden Quellen und der Urkunden) und die Handbücher zur ungarischen Geschichte, wobei auch das Projekt der zehnbändigen Geschichte Ungarns (1976–1989), deren zweiter Band für die Zeit von 1242 bis 1526 nie erschienen ist, Erwähnung findet; im Anschluss folgt eine Vorstellung wichtiger Forschungsarbeiten und Monografien zu einzelnen geschichtswissenschaftlichen Teilbereichen. Insgesamt wird hier ein erschöpfender Überblick über Forschungsstand und Fragestellungen der ungarischen Mittelalterforschung geboten.

Im zweiten Teil des Buches liefert der Autor in fünf zeitlichen Abschnitten einen Abriss der Geschichte der ungarischen Forschung zur Árpádenzeit, einsetzend im letzten Drittel des 19. Jh. In der Zeitspanne 1867–1920 wurden Fragen der Bewertung der ältesten Geschichtsquellen, der gesellschaftlichen Schichtung und der Goldenen Bulle von 1222 angesprochen; prägende Forscher dieser Zeit waren Gyula Pauler, Henrik Marczali, János Karácsonyi und László Fejérfataky. Die Mediävistik der Zwischenkriegszeit (1920–1944), die unter dem Einfluss des sog. geistesgeschichtlichen Ansatzes stand, erarbeitete Editionen der erzählenden Quellen (*Scriptores rerum Hungaricarum*; *Gombos, Catalogus fontium*), konzentrierte sich auf Forschungen, die die Zeit Stephans des Heiligen betrafen, und konnte in mehreren Publikationsorganen in westlichen Sprachen eine breitere Fachöffentlichkeit erreichen. Prominente Historiker dieser Zeit waren Bálint Hóman, István Hajnal und Elemér Mályusz sowie die etwas jüngeren Péter Váczy, József Deér und Lóránd Szilágyi. Der dritte Zeitabschnitt betrifft die Jahre von 1945 bis 1956 und beleuchtet die wenigen Ansätze, marxistische Positionen in die ungarische Mediävistik einzubringen, wofür vor allem das Wirken von Erik Molnár, Emma Lederer und György Székely stand. Der vierte, umfangreichste Abschnitt für den Zeitraum von 1956 bis 1989/90 firmiert unter dem Leitbegriff der Re-Professionalisierung. Dieser Professionalisierungsschub implizierte auch eine allmähliche Lockerung ideologischer Vorgaben für die historische Forschung und eine Beachtung nationalgeschichtlicher Perspektiven auf die ältere Geschichte, was vor allem in der Diskussion um die dako-rumänische Kontinuitätsthese und in der Publikation der mehrbändigen, von Béla Köpeczi hrsg. Geschichte Siebenbürgens (1986, engl. Ausgabe 2001/02) Ausdruck fand. Als prägende Mediävisten dieser Jahre wird das Werk von György Györffy, Jenő Szűcs und József Gerics in Budapest skizziert, doch fällt in diese Jahre auch die Ausbildung mediävistischer Forschungszentren außerhalb der Hauptstadt, in Debrecen (László Solymosi), in Szeged (Gyula Kristó) und in Pécs (Márta Font). Die ungarische Emigration nach 1943/45 bzw. 1956 betraf auch die Mittelalterforschung;

gewürdigt werden die Arbeiten von János Bak, József Deér, Tamás Bogayay, Szabolcs Vajay und Zoltán Kosztolnyik.

Das abschließende Kapitel skizziert die aktuelle Forschergeneration und Forschungen der Jahre von 1990 bis etwa 2020, die unter neuen wissenschaftlichen Bedingungen entstanden sind. Mit einem ausgesprochen árpádenzeitlichen Arbeitsschwerpunkt stechen vor allem Attila Zsoldos und der Autor selbst hervor; hervorgehoben werden weiterhin die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten von Boglárka Weisz und die militär- und historiografiegeschichtlichen Publikationen von László Veszprémy. Die verschiedenen Wissenschaftszentren haben sich stabilisiert, wobei an dieser Stelle auch der von János Bak initiierte mediävistische Schwerpunkt an der Central European University (vgl. S. 15 f., 24 f.) eine Würdigung verdient gehabt hätte. Es zeichnet sich aber auch ab, dass neben der Árpádenzeit das spätere Mittelalter ein größeres Forschungsinteresse auf sich zieht. Die einzelnen zeitlichen Abschnitte berücksichtigen neben der historischen Mittelalterforschung im engeren Sinn auch entsprechende Anstrengungen im Bereich der mittellateinischen Philologie (S. 118 f., 176 f.) und der Byzantinistik (S. 82 f., 105 f., 158–160, 179 f.).

Der Band ist im Grunde eine chronologische Darstellung der ungarischen Mediävistik – soweit sie sich auf die Árpádenzeit bezieht – seit 1867, nicht ein Überblick über die Erforschung der Árpádenzeit insgesamt, da Forschungen nicht-ungarischer Provenienz nur ganz vereinzelt berücksichtigt werden. Die Darlegung folgt dem Wirken prägender Forscher, skizziert deren Themen und Publikationen; wissenschaftliche Kurzbiografien dieser Historiker werden an entsprechender Stelle in eingerücktem Satz geboten. Begrüßenswert ist es, dass kein linearer Erkenntnisfortschritt unterstellt wird, immer wieder wissenschaftliche Kontroversen und ihre Exponenten hervorgehoben und offene Fragen, etwa in der Diskussion über die Székler (S. 170 f.), markiert werden. Vermissen mag man dabei, dass die Auswirkungen der sog. Mediävisierung der Politik (János Bak) auf die ungarische Mittelalterforschung nicht angesprochen werden. Die Wahl einer solchen forscherezentrierten anstelle einer problemorientierten Darstellung führt zu einer deutlichen Darstellung der in den einzelnen Zeitabschnitten dominanten Strukturen und Personen, macht es aber nicht leicht, den Forschungsgang zu immer wieder aufgegriffenen Themen im Blick zu behalten, zumal das Register nur Personennamen und geografische Namen enthält, nicht aber Sachbegriffe, durch die wiederkehrende Forschungsfragen leichter nachzuverfolgen gewesen wären.

Das umfangreiche Literaturverzeichnis ist keine erschöpfende Bibliografie der Forschungen zur Árpádenzeit, bietet aber einen verlässlichen Überblick über die wichtigsten Publikationen. Im Ausblick trägt der Autor Gedanken zur Theoriebezogenheit der ungarischen Mediävistik vor und bedauert mit Blick auf das künftige Forschungspotenzial den Rückgang des Lateinunterrichts an den Schulen.

Linden

Norbert Kersken

Biopolitics in Central and Eastern Europe in the 20th Century. Fearing for the Nation. Hrsg. von Barbara Klich-Kluczevska, Joachim von Puttkamer und Immo Rebitschek. (Routledge Histories of Central and Eastern Europe). Routledge. London – New York 2022. 276 S., Ill. ISBN 978-0-367-75123-4. (£ 125,-.)

„Biopolitik“ ist durch die global zu beobachtenden staatlichen Maßnahmen während der Covid-19-Pandemie weit über den Kreis derjenigen, die mit der Foucaultschen Frage nach „Biomacht“ arbeiten, als Schlagwort genutzt worden. Als analytischer Begriff spielt „Biopolitik“ bereits seit längerem in der Forschung vor allem zu Fragen menschlicher Reproduktion eine Rolle. Wie der auf eine Tagung 2019 am Jenaer Imre Kertész Kolleg zurückgehende Band zeigt, setzte eine Perspektivenerweiterung schon vor Beginn der Pandemie ein.

Grundlegende Prämisse der 13 lesenswerten Beiträge ist, dass Michel Foucault und die ihm nachfolgenden Theoretiker:innen die sozialistische Ausprägung von Biopolitik nicht

in ihren Ansätzen berücksichtigten, obwohl gerade in der Geschichte Ostmitteleuropas im 20. Jh. zahlreiche Besonderheiten „sozialistischer Biomacht“ festzustellen seien und daher die staatssozialistische Politik ein ergiebiges und anregendes Forschungsfeld darstelle. Deren Inklusion, so Barbara Klich-Kluczevska in ihrem instruktiven, den Einzelstudien vorangestelltem konzeptionellen Beitrag über Biopolitik als vielversprechende Forschungsperspektive, sei umso wichtiger, als die Forschungen zu einzelnen Staaten nicht in einer transnational vergleichenden Perspektive zusammengeführt worden seien. Gerade im 20. Jh. seien die Körper der Bürger:innen Objekt konkurrierender Politiken geworden, weil der Fokus auf der Nation gelegen habe. In den Praktiken und Diskursen sei es nicht, so eine weitere Prämisse, um die drängende soziale Sicherung und individuelles Wohlergehen gegangen, sondern um die Stabilisierung der nationalen Existenz. Nach 1945 habe sich zumal unter den ideologischen Bedingungen des Staatssozialismus für die Regierungen und Gesellschaften die Frage nach einem biologischen Überleben als Mandat für die Zukunft neu gestellt, obwohl es Raum für nationalistische Töne, eugenische Begründungen, religiösen Dogmatismus und individuelle Entscheidungen gegeben habe. Klich-Kluczevska betont, dass die Einrichtung staatlicher Institutionen, die stark genug waren, den Anspruch auf Regulierung individuellen Verhaltens durchsetzen zu können, in der Zwischenkriegszeit im östlichen Europa sehr unterschiedlich verlaufen sei. Durch den Sozialismus habe sich dieses Bestreben intensiviert, nicht zuletzt als Instrument der Kontrolle über die Bevölkerung. Die Beiträge des Bandes lösen sich daher von dem engeren Foucaultschen Ansatz und legen ihren Analysen eine eigene, weiter gefasste Definition zugrunde, die Biopolitik als eine Reihe von Maßnahmen, Praktiken, Institutionen und Ideen, menschliche individuelle und gesellschaftliche Körper zu regulieren, versteht. Entsprechend sind sie in die zwei Sektionen „Issues of Reproduction“ und „Beyond Procreation: Health, Nutrition and Hygiene“ untergliedert.

Zunächst wird in sechs Beiträgen exemplarisch das Verhältnis von Biopolitik und menschlicher Reproduktion diskutiert. Herwig Czech arbeitet heraus, wie die eugenischen Debatten in der späten Habsburgermonarchie im Österreich der Zwischenkriegszeit von rassehygienischem Gedankengut durchdrungen wurden. Er zeigt, dass diese Debatten trotz ihrer ideologischen Unterschiede letztlich den Boden für die Bedeutung der Rassehygiene nach der Festigung des Dollfuß-Regimes 1934 legten. Natalia Aleksion führt anschließend aus, welche Bedeutung eine möglichst hohe Anzahl von Kindern für die Festigung der jüdischen nationalen Existenz direkt nach Ende des Holocaust hatten, da hierin die Grundlage für einen Wiederaufbau einer jüdischen Gemeinschaft in Polen gesehen wurde. Die Rolle katholischer Eheratgeber in Nachkriegspolen wird von Agata Ignaciuk diskutiert, die zeigt, dass katholische Expertise Hand in Hand mit der sozialistischen Sexualerziehung gegangen sei. Vor diesem Hintergrund plädiert sie dafür, die Haltungen der katholischen Kirche in Studien zu Biopolitik und Sexualgeschichte im sozialistischen Polen nicht zu vernachlässigen. Beider Verständnis des Dreiecksverhältnisses von Liebe – Ehe – Sexualleben und von Geschlechterrollen in einer Beziehung sei grundlegend für die Angleichung der staatlichen und kirchlichen biopolitischen Ansätze in den 1970er Jahren gewesen, obwohl die konträren Haltungen zur Geburtenkontrolle nicht miteinander vereinbar gewesen seien. Die Wechselwirkung von sozialer Kategorisierung und pronatalistischen Politiken in Rumänien werden anschließend von Corina Doboş diskutiert. Sie zeigt, dass das strikte Abtreibungsverbot von unterstützenden pronatalistischen Maßnahmen begleitet wurde, um die städtische Arbeiterschaft und die Entwicklung neuer sozialer Hierarchien durch eine möglichst zahlenstarke neue Generation zu fördern. Ivana Dobrivojevičs Beitrag über die jugoslawische Familienplanungs- und vor allem Abtreibungspolitik offenbart eine Schwäche des Tito-Regimes. Zwar habe der Staat das liberale Abtreibungsgesetz als Ergebnis sozialistischer Moderne und der vollzogenen weiblichen Emanzipation dargestellt, aber es sei ihm nicht gelungen, Fragen der menschlichen Reproduktion zu regulieren. Die Haltung der katholischen Kirche gegenüber Abtreibung angesichts protestantischer und kommunistischer Haltungen habe auf lange Sicht, so die These

von Wannes Dupont, dessen Beitrag die Sektion abschließt, zu verborgenen Rissen innerhalb der katholischen Kirche geführt. Insgesamt zeigen die Beiträge dieser Sektion die Vielschichtigkeit von biopolitischen Haltungen und Maßnahmen im Zusammenhang mit der Kontrolle menschlicher Reproduktion, deren *differentia specifica* trotz gemeinsamer ideologischer Prämissen erst in dieser vergleichenden Perspektive deutlich werden.

Die zweite Sektion behandelt Maßnahmen im Bereich von Ernährungs- bzw. Versorgungsfragen sowie Gesundheit und Hygiene. Friederike Kind-Kovács widmet sich der Mangelversorgung von Kindern und der Entwicklung von Ernährungsprogrammen in Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg, die dazu dienen sollten, die Stärke der Nation nicht durch körperliche Schwäche ihrer Mitglieder zu gefährden. Da gerade die desolaten sozialen Zustände an der Front das Entstehen von Epidemien begünstigten, wurden Bade- und Desinfektionszüge zu den Regimentern in Polen geschickt, wie Łukasz Mieszkowski für die Jahre 1918–1920 ausführt. Diese biopolitische Maßnahme sei auch aus symbolischen Gründen ergriffen worden. Hierdurch sollten die polnische Armee und Gesellschaft von Läusen, Schmutz und Dreck angesichts von Typhus und Influenza befreit werden, was aber paradoxerweise durch eine zu rasche und unvollständige Anwendung zu weiteren Infektionen der Soldaten geführt habe. Auch nach 1945 hätten Epidemien zu biopolitischen Maßnahmen geführt, wie Ewelina Szpak im folgenden Beitrag am Beispiel Polens zeigt: Es sei ein funktionierendes Gesundheitssystem im ländlichen Raum angestrebt worden, dem die Bevölkerung aber höchst skeptisch gegenübergestanden habe, so dass die „Hygienisierung“ und „Medikalisierung“ zu einem verhandlungs- und zeitintensiven Vorhaben geworden sei. Eine ähnliche Fragestellung hinsichtlich der biopolitischen Maßnahmen zur Schaffung der „neuen“, sozialistischen Gesellschaft verfolgen Radka Šustrová und Jakub Rákosník in ihrer Analyse des tschechoslowakischen sozialistischen Bevölkerungsmanagements. „Klasse“ und „Rasse“ seien zentrale Kategorien für ein sozialistisches biopolitisches Regime gewesen, das deviantes soziales Verhalten zu verhindern versucht und Raum für rassische Diskriminierungen geboten habe. Abschließend diskutieren Immo Rebitchek und Malte Thießen Maßnahmen eines langfristigen biopolitischen Katastrophenmanagements. Rebitchek sieht die großen Hungersnöte in der Sowjetunion als „imperiale Biopolitik“ in den multiethnischen Peripherien, während Thießen bezüglich der Impfpflicht in Deutschland im 20. Jh. in diachroner und synchron vergleichender Perspektive herausarbeitet, wie sich legitimierende Narrative verändern, aber auch wiederkehren.

Insofern arbeitet diese Sektion (sowie auch der Band insgesamt) anhand einer großen Spannbreite möglicher Themen heraus, wie Biopolitik als breite Analyseperspektive in fruchtbarer Weise nutzbar gemacht werden kann. Somit haben die Herausgeber:innen einen sehr lesenswerten und hoffentlich für weitere Forschungen nicht nur auf Grund der Virulenz biopolitischer Fragestellungen impulsgebenden Band vorgelegt.

Herne – Bochum

Heidi Hein-Kircher

Meier Landau: A Lost World. The Galician Shtetl and Siberia. Hrsg. Von Lidia Zesin-Jurek. (FOKUS. Neue Studien zur Geschichte Polens und Osteuropas, Bd. 15.) Brill Schöningh. Paderborn 2023. XXXI, 385 S., Ill. ISBN 978-3-506-79164-1. (€ 114,–)

Die Erinnerungen des Unternehmers Meier Landau sind ein eindrückliches Zeugnis vom Leben und Überleben einer jüdischen Familie mitten in den politischen und sozialen Umbrüchen und Katastrophen des 20. Jh. L. wurde 1898 in Mościska geboren, einem Shtetl im österreichisch-ungarischen Kronland Galizien, heute Mostyska im *oblast’* L’viv. Die Lage des Ortes entlang der Hauptstraße zwischen L’viv und Przemyśl und an der nahegelegenen Eisenbahnstrecke förderte dessen wirtschaftliche Entwicklung. In seinen Erinnerungen schildert L. den Alltag und die Traditionen im Shtetl und zeichnet das Bild einer sozial und religiös heterogenen jüdischen Gemeinde. Die im Text verwendeten und erläuterten Begriffe in jiddischer, hebräischer, deutscher, polnischer und ukrainischer Sprache veranschaulichen die gelebte Mehrsprachigkeit in den verschiedenen Lebens-

bereichen der Gemeinde. Das Zusammenleben mit christlichen – ukrainischen und polnischen – Nachbarn ist von Kooperation geprägt. Dennoch bleiben sich jüdische und christliche Gemeinden über Generationen hinweg fremd und halten Distanz zueinander. Der Antisemitismus der christlichen Kirchen, der polnischen und ukrainischen Behörden ist im Alltag spürbar. In der jüdischen Gemeinde entwickeln sich säkulare Bildungsangebote und zionistische Gruppen.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs flieht die Familie nach Wien. Hier besucht L. ein deutsches Gymnasium. Im Mai 1916 wird er mit 18 Jahren in die österreichische Armee einberufen und zunächst in Bochnia im westlichen Galizien, im Sommer 1918 in Odessa und Nikolajew (Mykolajiv) stationiert. Nach den Revolutionen in Deutschland und Österreich im November 1918 kehrt L. nach Wien zurück und promoviert 1923 in Chemie an der dortigen Universität. Anschließend ist er in verschiedenen chemischen Fabriken tätig. Er heiratet und wird 1931 und 1932 Vater von zwei Söhnen. 1934 gründet L. mit seinem Schwager ein eigenes Chemie-Unternehmen in Krakau.

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs lassen L. und seine Familie in Krakau alles zurück, was sie sich erarbeitet haben. Sie fliehen nach L'viv – damals Teil von Ostpolen – zu Verwandten. Unterwegs begegnen L. Hunderttausende verzweifelte Menschen auf der Flucht vor den deutschen Besatzern. Ihnen entgegen marschiert die sowjetische Rote Armee und besetzt Ostpolen. In L'viv wird L. Zeuge der drastischen gesellschaftlichen Veränderungen infolge der Sowjetisierung. Die Einführung der Planwirtschaft führt zu Inflation sowie dem Kollaps des wirtschaftlichen Lebens und der Infrastruktur. Während die lokalen Einwohner und Flüchtlinge ihre Privatgegenstände verkaufen, um zu überleben, übernehmen die aus Russland angekommenen Verwaltungsbeamten und ihre Familien sowohl die öffentlichen Ämter als auch buchstäblich den privaten Raum. Allmacht und Brutalität der neuen Machthaber prägen die Atmosphäre der Angst. Gleichzeitig kündete die sowjetische Propaganda von einem sorgenfreien Leben. Die neue Realität markierten auch frisch übernommene Begriffe aus dem Russischen. Die in den Erinnerungen verwendeten Begriffe aus verschiedenen Sprachen bilden unterschiedliche kulturelle, soziale und politische Mentalitäten und Wirklichkeiten ab und bieten einen interessanten Ansatzpunkt für weitere Analysen.

Die systematischen Deportationen ins Innere der Sowjetunion beginnen im Winter 1940 und betreffen verschiedene soziale Gruppen: polnische Bauern, Familien von polnischen Offizieren und höheren Beamten, Familien von jüdischen Flüchtlingen. In der Nacht des 28. Juni 1940 wird L. mit seiner Frau und beiden Söhnen zu einem Deportationszug gebracht. So wie mehrere Hunderttausende anderer jüdischer und nicht-jüdischer Polen werden sie vom sowjetischen Regime als „unzuverlässige Elemente“ nach Sibirien deportiert.

Nach einer 14-tägigen Zugfahrt unter entmenslichenden Bedingungen wird die Familie zusammen mit etwa 600 weiteren Menschen zu einer Siedlung geführt. Mitten im Wald finden die Ankömmlinge nur einzelne Holzhütten ohne Türen, Fenster und Möbel vor, ohne jegliche Versorgung und Informationen von außen. Die arbeitsfähigen Erwachsenen, darunter auch L., werden in ein Arbeitslager gebracht, wo sie mit primitiven Werkzeugen und bloßen Händen Baumfällarbeiten durchführen müssen. Die Frau und beide Söhne bleiben in der Siedlung allein und kämpfen ums Überleben. Erst nach fast einem Jahr – im April 1941 – sieht sich die Familie dank einer Krankschreibung von L. wieder.

Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und der Unterzeichnung des polnisch-sowjetischen Freundschaftsvertrags werden die polnischen Lagerinsassen amnestiert und zu freien Bürgern erklärt. Sie dürfen nun das Lager verlassen. Familie L. macht sich auf den Weg Richtung iranischer Grenze: auf überfüllten Schiffen bis zum Kaspischen Meer, dann mit Zügen durch Kasachstan bis nach Usbekistan. Neben der Odyssee der Familie liefert L. ein eindrückliches Bild von der Situation im Inneren der Sowjetunion während des Zweiten Weltkriegs. Millionen von Menschen sind in verschiedenen Richtungen in Bewegung: junge Männer, die zur Roten Armee einberufen wurden; Flüchtlinge aus der Ukraine, Belarus und weiteren deutsch besetzten Gebieten; die aus si-

birischen Lagern entlassenen und Richtung Süden fliehenden polnischen und jüdischen Familien. In die entgegengesetzte Richtung, in die sibirischen Lager, werden Deutsche aus der Wolgadeutschen ASSR deportiert – ihre verlassenen Ortschaften werden Flüchtlingen zur Ansiedlung angeboten. L. stellt die Dynamiken all dieser Menschenmassen, die auf sich allein gestellt sind, bildhaft dar – ein Aspekt, der Impulse für weitere historische Forschungen und Visualisierungen gibt.

Im Dezember 1943 darf Familie L. schließlich die Sowjetunion verlassen und reist nach Iran. Von dort gelangt die Frau mit beiden Söhnen 1945 in die USA, L. folgt ihnen ein Jahr später. Ihre in L'viv verbliebenen Familienangehörigen – Eltern, Schwiegereltern, Geschwister – werden von den deutschen Besatzern ermordet.

In den 1950ern verfasste L. seine Erinnerungen in englischer Sprache. Bis in die 1980er Jahre erarbeitete er mehrere Manuskripte, Essays und Gedichte. Eine Veröffentlichung wurde von Verlagen mit der Begründung abgelehnt, das Bild Sowjetrusslands entspreche nicht dem vorherrschenden Bild eines alliierten Landes, das gegen den Faschismus gekämpft habe. Es fehlten Interesse und Verständnis dafür, dass die dramatischen Erfahrungen unter der sowjetischen Herrschaft weniger eine Folge des Krieges als vielmehr des politischen Systems gewesen waren. Gegenteiligen Meinungen sei mit Verdacht begegnet worden – so die Ablehnungsgründe laut Vorwort und Nachwort des Buches. L. verstarb 1991. Die vorliegende Publikation erforderte eine umfangreiche editorische Bearbeitung, die von der Historikerin Lidia Zessin-Jurek und Familienangehörigen geleistet wurde. Neben einer Einführung der Hrsg. enthält das Buch ein Vorwort von George Landau, Meiers jüngeren Sohn.

Das Buch ist für die historische Ostmitteleuropaforschung eine wertvolle Quelle für die Alltagsgeschichte sowohl eines galizischen Shtetls als auch sowjetischer Arbeitslager. Darüber hinaus regt das Selbstzeugnis zur wissenschaftlichen Betrachtung vielfältiger Fluchterfahrungen oder des Umgangs mit Traumata an. Mit seinen Erinnerungen wollte L. seinen Eltern und dem Shtetl-Leben ein literarisches Denkmal setzen. Sein Sohn appelliert an die Leser, angesichts der aktuellen politischen Entwicklungen und von Russlands Krieg gegen die Ukraine aus der Geschichte zu lernen und sich für die Demokratie einzusetzen – ein Anliegen, das weiterhin hochaktuell ist.

Berlin

Svetlana Burmistr

Das Baltikum. Geschichte einer europäischen Region. Bd. 3: Die Staaten Estland, Lettland und Litauen. Hrsg. von Karsten Brüggemann, Ralph Tuchtenhagen und Anja Wilhelmi. Hierseemann Verlag. Stuttgart 2020. 743 S., Kt. ISBN 978-3-7772-2013-0 (€ 98,-.)

Die Geschichte der drei baltischen Staaten als Geschichte von Nationalisierung und (De-)Imperialisierung in dem „kurzen“ 20. und frühen 21. Jh. hat vor dem Hintergrund gegenwärtiger imperialer Politik Russlands an Aufmerksamkeit gewonnen. Gerade der dritte, abschließende Band des Handbuchprojektes zur Geschichte des Baltikums ist daher von besonderer Bedeutung, wenn man wissenschaftlich fundiert über historische Entwicklung dieser Region informiert werden möchte. Wie zwei der drei Hrsg. – Karsten Brüggemann und Ralph Tuchtenhagen – in ihrem Vorwort festhalten, konnte die jüngste Geschichte nur ansatzweise berücksichtigt werden, da in der Konzeptionsphase des Handbuchs um 2010 ein nur knapper Rückblick auf die Ereignisse ab 1991 sinnvoll erschienen war.

Im Gegensatz zu den vorherigen Bänden hat das Handbuch eigene Kapitel zur litauischen Geschichte erhalten, was auch die Veränderungen im Verständnis vom „Baltikum“ im 20. Jh. widerspiegelt. Die drei ersten Hauptkapitel behandeln die Grundzüge und Historiografie sowie die Phase der Staatsgründungen und Unabhängigkeitskriege, die von Autorentandems verfasst worden sind. Die sechs weiteren, epochal strukturierten Hauptkapitel sind nach nationalhistorischen Gesichtspunkten in Unterkapitel gegliedert, was hinsichtlich

der erforderlichen Sprachkenntnisse der Vf. sinnvoll erschien, aber einen Fokus auf die Nationalgeschichten bedeutet. Jedes der Unterkapitel ist daher von einem anderen Experten bzw. einer anderen Expertin zur baltischen Geschichte bearbeitet worden. Ein abschließendes Kapitel von Jörg Hackmann diskutiert die „Einheit des Ostseeraumes“ und entsprechender Diskurse bis zur Gegenwart.

An dieser Stelle kann nicht ausführlich auf alle Kapitel, die im Wesentlichen politische, wirtschaftliche und soziale Strukturen darlegen, eingegangen werden. Es soll aber ein vertiefender Blick auf Brüggemanns und Tuchtenhagens einführendes Kapitel zu den Grundzügen der Geschichte des 20. Jh. in der Region geworfen sowie auf die abschließenden Reflexionen Hackmanns eingegangen werden, repräsentieren beide Kapitel doch letztlich die konzeptionellen und inhaltlichen Grundlagen der lesenswerten und bis ins Detail informierenden Hauptkapitel. Brüggemann und Tuchtenhagen skizzieren zunächst, wie sich die Raum- und historische Wahrnehmung des Baltikums im 20. Jh. verändert hat. Die Kategorie der Religion habe zugunsten der Nation die Deutungshoheit verloren, und der Nationalstaat sei für Esten, Letten und Litauer zu einer prägenden historischen Erfahrung und dem Referenzpunkt für politische Diskurse bis in die Gegenwart geworden. „Baltikum“ werde nun als geografischer Begriff auf die Gebiete bezogen, die während des Ersten Weltkriegs im östlichen Ostseeraum von den Deutschen besetzt worden waren. Jedoch habe der Begriff erst durch die sowjetische Besatzung im Zweiten Weltkrieg und die Eingliederung der drei baltischen Staaten eine eindeutige Konturierung erhalten. Im Gegensatz zu der Exil-Community im westlichen Ausland, die sich stets dem Schicksal ihrer Heimat gewidmet habe, sei das Schicksal der baltischen Staaten in der westlichen Öffentlichkeit erst im Zuge der Perestrojka wahrgenommen worden. Erst nach Beendigung des Kalten Kriegs sei deren Souveränität akzeptiert worden, die durch den NATO-Beitritt abgesichert werden sollte. Im Gegensatz hierzu stehe die immer noch virulente russische Vorstellung einer historisch-kulturellen Zugehörigkeit des Baltikums zur Russländischen Föderation. Abschließend verweisen die Autoren auf grundlegende wirtschaftliche, kulturelle und soziale Entwicklungen, Herausforderungen und Dynamiken, die sich ausgehend von der jeweiligen „Nation“ entwickelt haben.

In dem resümierenden Kapitel, das den Band und damit das Handbuch insgesamt beschließt, verweist Hackmann auf Impulse, die sich aus der Wahrnehmung eines einheitlichen „Mittelmeerraumes“ (Fernand Braudel, 1994) ergeben haben, um anschließend die verschiedenen Konzeptionen des Ostseeraumes vom Mittelalter bis in die 1980er-Jahre darzulegen, vom „Norden“ als Raumkonzept abzugrenzen und historische Aspekte wie Migration und Mobilität, Wirtschaftsbeziehungen und Kommunikation, kulturelle Prägungen und (soziale) Verflechtungen als wesentliche Faktoren für die Wahrnehmung der Region darzulegen. Auf dieser Grundlage kommt Hackmann zu dem Schluss, dass es kein verbindliches, physiografisch und historisch eindeutiges Raumverständnis vom „Ostseeraum“ gegeben habe und das heutige Verständnis auf die Diskurse und Ereignisse zwischen 1987 und 1991 zurückgehe. Zugleich sei es aber keineswegs so, dass dieses Raumverständnis keinen Einfluss auf Identitätskonstruktionen gehabt habe. Insgesamt drückten sich in den Termini „Ostseeraum“ bzw. „Baltikum“ vielschichtige, u. a. von den jeweiligen Epochen, Kommunikations- und Wirtschaftsbeziehungen abhängige Raumvorstellungen aus, die zeitlichen Schwankungen unterliegen würden. Seit dem ausgehenden 18. Jh. seien die Folgen großräumiger Herrschaftsbildungen und neu entstehender Regionalismen gleichermaßen zu berücksichtigen und die angenommene kulturelle Homogenität in Frage zu stellen. Somit sei die „Ostseeregion“, wie immer sie auch definiert werde, als Mesoregion mit sich überkreuzenden Einflüssen anzusehen – gelegen in einem Spannungsfeld zwischen (kleinräumigen) Nationen und großen Imperien. Dieser Befund kann auch für die Analyse von Raumvorstellungen jenseits des nördlichen Ostmitteleuropa, z. B. des Kaukasus, wichtige Impulse geben.

Zusammenfassend sei festgehalten, dass Konzepte von Handbüchern zu Staaten oder Regionen, naturgemäß gerade mit Blick auf die Darlegung von langfristigen bedeutsamen

Strukturen entwickelt werden und zumeist eher politikgeschichtlich orientiert sind, wodurch sich auch für dieses Werk der Fokus auf die staatliche bzw. nationale Ebene erklärt. Jedoch haben sich bereits in der Konzeptionsphase des Handbuchs wichtige neuartige Ansätze in der Historiografie ergeben, die deutlicher noch in das Handbuch hätten eingearbeitet werden können, wie z. B. Gender-, Konflikt- und Minderheitengeschichte. Die Kapitel spiegeln daher letztlich nur die oberste Ebene der jeweiligen Nationalgeschichte wider; auch Perspektiven von unten, von Stadt und Land sind nicht ausführlich berücksichtigt. Hingegen werden aber Migration und Exil als bedeutsame Themen in einem gesonderten Unterkapitel diskutiert, das für die gegenwärtige Forschung beispielsweise hinsichtlich von Subjektivitäten und Zugehörigkeit (*belonging*) von hoher Bedeutung ist. Daher bleibt zu hoffen, dass dieses Handbuch Anstöße zu weiteren, gerade die methodisch und inhaltlich blinden Flecken der Geschichte des Baltikums im 20. Jh. bearbeitenden Studien geben und zukünftige Forschungen zum „Baltikum“ beeinflussen wird.

Herne – Bochum

Heidi Hein-Kircher

Magdalena Vinco: Jiddische und polnischsprachige Familienromane nach dem Ersten Weltkrieg. Literarische Auseinandersetzungen mit einer Krisenzeit. Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2023. 345 S. ISBN 978-3-8253-4984-4. (€ 54,-.)

Bei dem zu besprechenden Band handelt es sich um die Druckfassung der 2022 an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg angenommenen Dissertation von Magdalena Vinco. Sie behandelt Fragen zu der jiddischen und polnischen Literatur der Zwischenkriegszeit, dem Genre des Familienromans und der gemeinsamen Geschichte der jiddischen und polnischen Kultur in Osteuropa. Der Band gliedert sich in drei Kapitel: methodischer Ansatz (Kap. I), Darstellung der Romane und ihrer Protagonisten (Kap. II) und Vergleich zwischen polnischen und jiddischen Romanen (Kap. III). Besonders gelungen ist der synchrone Ansatz, literarische Werke einer bestimmten Epoche auf die ihnen immanente Geisteshaltung hin zu vergleichen und in den zeitlichen Kontext ihrer Entstehung zu stellen. Es werden u. a. auch Werke jener jiddischen Autoren analysiert, für die Polen nicht nur zur geografischen Heimat wurde, sondern die von dem polnischen Volk umgeben lebten und Polnisch sprachen. Die gut durchdachte Struktur der Monografie sorgt dafür, dass sich der Leser schnell angesprochen fühlt.

Einleitend wird die Berechtigung des Vergleichs zweier Literaturen erörtert. Perspektivisch weiterführend ist die These, dass jiddische Literatur immer in einem anderssprachigen Umfeld entstanden ist und entsteht (S. 15). Die jiddische Sprache und Osteuropa haben eine jahrhundertlange gemeinsame Geschichte, die die Verbindung zwischen jiddischen Schriftstellern und der europäischen Literatur gestärkt hat. Der jüdische Schriftsteller Sholem Asch meinte sogar, dass er der polnischen Literatur seinen Beruf verdanke. Nicht nur stammten die ersten Bücher, die er las, von polnischen Schriftstellern, sondern er erlernte bei ihnen auch sein Handwerk, und sie hätten ihn sogar ermutigt, auf Jiddisch zu schreiben (S. 17). Für beide Literaturen war ihre Lage zwischen der westeuropäischen und der sowjetischen Literatur außergewöhnlich. Die zentrale Problematik des Bandes betrifft zwei Aspekte: Es wird nach der polnischen und jiddischen literarischen Verarbeitung der gemeinsam erlebten Ereignisse jener Zeit gefragt und nach der Wahrnehmung des Zeitgeschehens durch zwei kulturelle Gruppen in demselben Land. Es handelt sich um eine anspruchsvolle Fragestellung, die eine eindringliche Auseinandersetzung mit dem literarischen Material erfordert.

Die Autorin hat für den Vergleich drei jiddische Familienromane ausgewählt: *Di brider Ashkenazi* von Israel Joshua Singer, *Dray doyres* von Yoel Mastboym und *Di brider Nemzar* von Zusman Segalovitsh. Aus der polnischsprachigen Literatur wurden zwei Romane gewählt: *Krauzowie i inni* von Herminia Naglerowa und *Noce i dnie* von Maria Dąbrowska. Hinsichtlich der darin erzählten polnisch-jiddischen Lebenswelt der Zwischenkriegszeit konzentriert sich V. auf Religion im Kontext kultureller Tradition, auf nationale

und religiöse Identität und die daraus resultierende gegenseitige Wahrnehmung von Juden, Nichtjuden und Christen sowie auf die gemeinsame Geschichte beider Völker. Die Wahl des Genres „Familienroman“ ermöglicht es ihr, die Verflechtung von individueller, familiärer und nationaler Geschichte zu untersuchen, da die Familie in beiden Glaubenstraditionen eine zentrale Rolle spielt. Der Kerngedanke von jedem der fünf ausgewählten Familienromane bleibt, dass Abstammung und Verwandtschaft untrennbar zusammengehören. Ein weiterer Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem Raum: den Handlungsorten, den Gegensätzen zwischen Zentrum und Peripherie und den Gemeinsamkeiten osteuropäischer Kleinstädte (Kap. III.5).

Der Vergleich ist innovativ und in vielerlei Hinsicht bahnbrechend, hinsichtlich sowohl des Genres als auch der Auswahl der untersuchten Romane, wie V. anhand einer Auflistung der bisherigen Arbeiten zum Vergleich jiddischer und polnischsprachiger Werke in Anmerkung 11 (S. 17 f.) zeigt. Der methodische Ansatz ist interkulturell, literaturwissenschaftlich und komparatistisch. Im Mittelpunkt der Argumentation steht die Maxime, dass die Literatur und insbesondere der Familienroman *das Fenster* ist, durch das man in das Herz einer anderen Nation blicken kann: „Ich weiß nicht, ob Ihr uns dann mehr lieben oder hassen werdet. Aber ich weiß, dass Ihr uns dadurch verstehen werdet“ (Sholem Asch, S. 24). Die Vf. geht davon aus, dass Literatur ein phänomenales Speichermedium ist und wie „ein Spinnennetz alles aufnimmt, was kreucht und fleucht“¹ und dass es wissenschaftliche Methoden gibt, das Gespeicherte auszuwerten. Als Beleg dafür kann die Autorin aus den Romanen einen reichen Bestand an Personen, Orten, Sitten, Erfahrungen und Gedanken extrahieren. Die Protagonisten werden jeweils namentlich vorgestellt und mit aussagekräftigen Zitaten charakterisiert. Den Schauplätzen, die große Zentren waren – Łódź, Warszawa, Kaliniec (ein Stadtteil von Kalisz) – werden Orte aus der Provinz gegenübergestellt: Dombrowke, das Shtetl N., das Shtetl Sh., Krępa, Serbinów und Pamiętów. Landschaften und Räume eröffnen sich dem Leser in der Opposition nicht nur von Stadt und Provinz, sondern auch von Inland und Ausland. Der Topos von Metropole und Provinz markiert unterschiedliche Lebensräume, Lebensgefühle, die sich zwischen städtischer Aufklärung, Entwurzelung und Ökonomie und der Reinheit und Ignoranz der Kleinstädte ergaben (S. 268). In beiden Literaturen wird die Natur als Element der Verbundenheit mit der Tradition dargestellt.

Von originellem Wert ist der vergleichende Teil (Kap. III), der sich auf den in den Romanen dargestellten Alltag bezieht: die Vielfalt der weltanschaulichen Wege des Judentums und die Wahrnehmung der Andersartigkeit durch die nichtjüdische Außenwelt, verkörpert von christlichen Polen. In den polnischen Familienromanen wird die Religion zum Ausdruck von Traditionalismus und nationalen Bräuchen (S. 152) oder von sozialer Sicherheit (S. 154). Der Vergleich wird vertieft, indem V. den Familienroman als Fiktionalisierungsstrategie historischer Umbrüche zeigt. Einzelne Romane werden in unterschiedlichen Konstellationen miteinander verglichen.

Ein konzises Resümee fasst die Ergebnisse zusammen, die für die weitere Erforschung der jiddisch-polnischen Literaturbeziehungen vielversprechend sind. Beide Literaturen verbindet die Auseinandersetzung mit einer Gesellschaft im Umbruch und die Darstellung neuer gesellschaftlicher Strukturen und Werte im Kontext einer Familie sowie die Frage nach Identität und einem damit verbundenen sinnvollen Lebensentwurf in einem polnischen Milieu, das sich politisch und soziokulturell veränderte. Es werden auch die Auswirkungen davon auf das Konzept „Familie“ gezeigt, einschließlich der Darstellung ihres Verfalls, der Haltlosigkeit der Charaktere, ihrer Entfernung von familiären Werten. Nicht minder interessant erscheinen die untersuchten Unterschiede: Verlust der Religion und der nationalen Identität durch jiddische Assimilation an die polnische Gesellschaft. Für die polnischen Autorinnen sind dagegen philosophische Überlegungen wichtiger: Fragen der

1 THEODOR W. ADORNO: *Minima Moralia*, Frankfurt am Main 1951, Aphorismus 51.

Lebensleistung, wie z. B. das Konzept der sog. organischen Arbeit (*praca organiczna*). Die Werke der jiddischen Autoren enden, anders als die polnischen, in Emigration und Tod. Geschichte als Familiengeschichte scheint die größte Stärke des Familienromans in beiden Sprachen zu sein.

Der Band wirkt stellenweise zu schulisch geschrieben, aber das ist ein verzeihlicher Makel von Doktorarbeiten. Weniger verzeihlich ist, dass die Kapitel I und II zu ausführlich sind. Vor allem die Darstellung der einzelnen Protagonisten führt zu Wiederholungen, in weiteren Analysen (Kap. III). Wertvoll ist die sehr gute Übersetzung der jiddischen und polnischen Texte ins Deutsche durch die Autorin.

Poznań

Maria Wojtczak

Friederike Kind-Kovács: Budapest's Children. Humanitarian Relief in the Aftermath of the Great War. Indiana University Press. Bloomington 2022. 358 S., Ill. ISBN 978-0-253-06216-1. (\$ 39,—)

The theme of transnational humanitarianism is certainly not new in the overlapping fields of global and transnational history. Yet only recently has it begun to emerge as a prominent issue in the historiography of East Central Europe, with its adoption serving as a strategy for globalizing regional historical narratives. Friederike Kind-Kovács's *Budapest's Children* is an exemplary and groundbreaking study in this regard, one that is sure to be emulated by other scholars. It focuses on the international food aid that materialized in Hungary's metropolis, Budapest, in the early years after World War I, as the city was ravaged by the collapse of the empire and a vanquished revolution.

Articulate and full of vivid details, the nine chapters of this book (accompanied by an introduction and a conclusion) are a compelling read. While the individual chapters focus on specific themes such as migration, institutions, and bodies, K.-K. skillfully weaves them into a narrative about the interplay between internationalism and nationalism. By exploring how transnational food aid was leveraged to lend legitimacy to Hungary's national conservative regime and to promote its agendas on a transnational level, *Budapest's Children* aligns with authors such as Glenda Sluga,¹ who stress the ambiguity of interwar internationalism and its evolution hand in glove with nationalism.

The opening chapters set the stage by presenting the stark social challenges facing Budapest in the final years of World War I and the immediate postwar period. Merging social with cultural and institutional histories, K.-K. also analyzes the framing of these challenges in public discourse and reconstructs the local networks responsible for addressing them.

The book begins by examining the massive influx of displaced Hungarians into Budapest, showing how the images of their plight and downward social mobility were used to advance Hungarian nationalism and emerging territorial revisionism. Titled "Hunger" and "Degeneration," the next two chapters address the severe postwar food shortage in Budapest. The bodies affected—primarily children—were portrayed as both the future of the nation and a source of its strength, evoking fears that their starvation would cause a collective biological decline. Visual media played a key role in spreading these messages, making "[t]he story of Budapest's children [...] a visual story" (p. 99). The fourth chapter shifts focus to the germination of child protection and welfare in Hungary during the last decades of the empire, their expanded role in addressing wartime challenges, and the critical involvement of middle-class women in their day-to-day operations.

This foundation underpins the heart of this volume, exploring the transformative interplay between transnational humanitarian efforts and local actors. Chapter five analyzes the creation of an international humanitarian relief infrastructure in Hungary's capital starting in 1919, mapping connections between Budapest, Great Britain, the United States, and Geneva. Key transnational actors included the American Relief Administration and the

1 GLENDA SLUGA: *Internationalism in the Age of Nationalism*, Philadelphia 2013.

Save the Children Fund. The subsequent chapter focuses on practices sponsored by these actors, especially the feeding of a portion of the city's children. Adopting a Foucauldian lens, K.-K. interprets these medicalized practices as a "transnational biopolitical intervention" (p. 184). Chapter seven, a highlight of the book, probes the political rationales behind these relief projects, arguing that local actors used them to advance nationalism and revisionism, while transnational philanthropies pursued anti-Communist goals; they also sought to export the rationalization movement, create local dependence, and foster soft power for their states. The final two chapters explore major initiatives focused on children, beyond food distribution, supported by transnational actors: "children's trains" transporting selected children for recuperative stays or placement with families abroad, and educational projects aimed at preventing children's moral and biological "degeneration." K.-K. uses these examples to strongly suggest that the emotional and even physical welfare of children was often far from a priority for the actors involved, as it was overshadowed by the pursuit of the perceived national interest.

Beyond its main focus, the volume effectively illustrates, through the case of child protection and welfare, how the institutions and expertise that emerged in the Habsburg imperial context persisted in the nation-states that succeeded it after its demise, even in the unlikely sphere of biopolitics. In this regard, *Budapest's Children* commendably seeks to demonstrate how, in some cases, local knowledge and practices in Budapest contributed to transnational debates, challenging the notion that these exchanges were merely instances of a one-way transfer from "the West." By foregrounding the interplay of transnational humanitarians with actors beyond the state—primarily the sections of local civil society that were nationalist, and sometimes even illiberal—the volume also offers a striking example of how biopolitics in East Central Europe operated before and beyond its embrace by the state, even though these observations do not culminate in theoretical reflections.

One significant cluster of questions that appears to be largely overlooked in the volume relates to the racialization of Budapest's children and the role of the concept of "race" in the interaction between internationalist humanitarianism and local nationalist actors more broadly. One is left to wonder, for example, whether the calls for the magnanimity of the international public were limited to emotional appeals to help innocent suffering victims, or if it also mattered that these subjects were framed as being on the "white side" of the global color line. The ensuing dynamic of inclusion and exclusion, particularly with regard to Budapest's Romani and Jewish inhabitants, also remains underexplored.

A greater engagement with the history of eugenics would have added another significant layer to the volume's argument. As a discourse centered on reshaping and regenerating the "race," eugenics had a truly global spread by the early twentieth century, and its goals were widely shared across multiple scientific fields and beyond. A telling symptom of the not fully acknowledged salience of eugenics by the author is that "degeneration"—eugenicists' preferred specter—is one of the most frequently recurring tropes in the book. Significantly, eugenics in the early twentieth century was far from being limited to the genetic determinism with which it is often associated in popular view; rather, it drew on multiple competing assumptions about human heredity. A number of eugenics advocates in Austria-Hungary still held some version of the view that characteristics acquired during one's life were inherited by subsequent generations, and thus, one's environment crucially shaped the "race." These neo-Lamarckian assumptions help explain why doctors and the broader public were so concerned about the biological effects of food shortages and unsanitary conditions, and why these concerns revolved most strongly around children. Damaging children's bodies, regarded by these eugenicists as most vulnerable to external influences and as generators of future population growth, meant damaging the imagined and racialized collective body. The salience of eugenics is unsurprising here, considering that eugenic ideas thrived in Austria-Hungary long before its collapse and shaped certain practices of food aid and maternal welfare already during the war.

The concept of biopolitics could have played a more central role in the volume, as these points suggest, unifying key themes such as mobility control, nutrition, and the tropes of “degeneracy” and national efficiency. This would also have allowed the author to explore more deeply how these initiatives (re)defined the boundaries and core groups of the imagined national community. At a time when Hungarian nationalism increasingly cast the countryside as the wellspring of national identity and biological renewal, while cities (primarily Budapest) were viewed as centers of contaminating otherness, the emphatically nationalist language framing the aid program for the starving metropolis appeared less self-explanatory than the book assumes. Nonetheless, *Budapest's Children* remains a major and innovative contribution to discussions on internationalism, nationalism, and transnational humanitarian aid in East Central Europe.

Wien

Vojtěch Pojar²

-
- 2 The research that this review is part of was supported by a PhD Fellowship from the Centre français de recherche en sciences sociales (CEFRES, UAR3138, UMIFRE 13, CNRS-MEAE) in Prague.

Wars and Betweenness. Big Powers in Middle Europe, 1919–1945. Hrsg. von Aliaksandr Piahanaŭ und Bojan Aleksov. Central European University Press. Budapest – New York 2020. VII, 227 S. ISBN 978-963-386-335-0. (€ 56,—.)

Der Sammelband enthält eine ganze Reihe von Beiträgen vor allem jüngerer Autorinnen und Autoren zu konzeptionellen, aber auch zu thematisch eher vereinzelt Themenbereichen der Geschichte Ostmitteleuropas im beginnenden 20. Jh. Dabei wählen die Hrsg. Aliaksandr Piahanaŭ und Bojan Aleksov eine zeitliche Zuordnung, der sich nur als sehr beliebig bezeichnen lässt: 1918, also vom Ende des Ersten Weltkriegs, bis 1945, dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Dieser Zeitschnitt kann von den Hrsg. nicht wirklich konzipiert und einsichtig beschrieben werden. Er mag sich aus dem Blickwinkel auf die vor allem westeuropäischen Akteure erklären, denen das Hauptaugenmerk des Bandes gilt. Für die Geschichte Europas als Ganzes oder gar des östlichen Mitteleuropas bleibt er für eine klare Analyse eher hinderlich.

Der Band ist in fünf Cluster unterteilt, die sich gliedern nach: „Balancing (out) of Powers“, „Bordering“, „Putting Out Fire with Gasoline“, „Self-Determination?“ und „Culturing and Perceiving“ mit jeweils zwei Aufsätzen. Diese thematische Breite in einem eher schmalen Band erfordert die Konzentration auf wenige Schwerpunkte. Im ersten Cluster konzentrieren sich die Autoren auf die französische und die britische Seite und deren Politik in den 1920er-Jahren als Versuch der Schaffung einer französischen Einflussphäre in Ostmitteleuropa 1936 und 1939 (Balkan). Bereits hier sind Probleme hinsichtlich der geradlinigen Vergleichbarkeit und damit der Übersichtlichkeit der Beiträge für eine ostmitteleuropäische Geschichtsschreibung zu bemerken: die Zeitschnitte blenden in allen Clustern die Tatsache der Ent-Demokratisierung der meisten ostmitteleuropäischen Staaten aus, die nach 1919 als moderne parlamentarische Demokratien oder konstitutionelle Monarchien in ihre (wiedererlangte) Selbstständigkeit gestartet waren. Die Hegemonialbestrebungen und die gerade Ostmitteleuropa bedrohende rassistische Ideologie des national-sozialistischen Deutschland werden in den einzelnen Beiträgen ebenso nur angerissen wie die sowjetische Politik. Damit werden zentrale systemische Strukturen Ostmitteleuropas zu wenig beachtet, und der zeitliche Fokus des Bandes behindert die Autoren.

Dem kann auch die Einleitung der Hrsg. keine Abhilfe schaffen. Hier wird ein konzeptioneller und terminologischer Aspekt zu sehr in den Vordergrund gestellt: die Nutzung des Begriffes *big* anstatt *great* für die agierenden Großmächte – mithin soll es um eine rein quantitative anstelle einer auf ihre Machtstrukturen und Einflussmöglichkeiten bezogene qualitative Wirkung vor allem Frankreichs und Großbritanniens gehen. Die Hinzuziehung Deutschlands, Russlands, Italiens und sogar Japans bleibt fragmentarisch und strukturell

problematisch, wenn die zeitlichen Schnitte der Aufsätze zum Teil konträr zu den politischen Erosionen eines demokratischen Europas stehen. Hinzu kommt die Auslassung US-amerikanischer Positionen und des (scheiternden) Völkerbundes. Die Einbeziehung Japans bleibt durchaus wenig sinnhaft, da die Vergleichsebenen fehlen.

Das Konzept „*big vs. great*“ ist ebenso wenig klar im Band durchdekliniert wie die (sicher zu Teilen richtige) Kritik an der bundesdeutschen Osteuropaforschung der 1970er Jahre mit ihrer Sowjetunion-Konzentration und zugleich der auf Klaus Zernacks Forschungen basierenden geografischen Einteilung Ostmitteleuropas, der die Hrsg. den Charakter einer Agenda unterstellen. Hier wäre eine Debatte über die Förderinteressen öffentlicher Geldgeber und die Funktion der Vertriebenenverbände notwendig gewesen, bevor pauschale Positionen sowie politische Agenden der historischen Forschung in der Bundesrepublik näher in den Blick genommen werden.

Die Konzentration auf die Konfrontation der *big powers* in Ostmitteleuropa marginalisiert die politische Wirkung und die politischen Konzeptionen der eigenständigen ostmitteleuropäischen Staaten. Die *in-betweenness* als grundlegende geopolitische Verortung vorauszusetzen, führt nicht zu einer klaren Analyseebene. Die Betonung des Wilsonianismus als einer zunehmend populären politischen Position in der Einleitung (S. 3) hilft da ebenso wenig weiter; dieses Konzept verlor insofern zunehmend an Bedeutung, als die politischen Verwerfungen auch unter den neu oder wieder errichteten Staaten Ostmitteleuropas zunahmen. Es bleiben auch Unklarheiten bei der Frage der politisch-historischen Einordnung von Begriffen: Man kann wohl kaum Wilsons und Lenins Ideen einer *self-determination* quasi parallel stellen – die politische Grundhaltung zwischen einer Demokratie und einer sich im Aufbau und der Sicherung befindlichen sozialistischen Diktatur verleihen dem Begriff höchst diverse Konnotationen.

Zuletzt stellt sich die Frage nach der Bebilderung des elegant gemachten Schutzumschlages. Die militärische Anmutung stellt keinen wirklichen Bezug zum Thema her. Insgesamt erfüllt der Band nicht den Übersichtsanspruch, den er an sich selbst stellt.

Hamburg

Sabine Bamberger-Stemmann

Sandra Kreisslová, Jana Nosková, Michal Pavlášek: „Ganz normale Familiengeschichten“. Bilder von Migration und migrierende Bilder im Familiengedächtnis. (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Bd. 26.) Waxmann. Münster – New York 2023. 459 S. ISBN 978-3-8309-4682-3. (€ 49,90.)

Die Studie der drei Ethnologen Sandra Kreisslová, Jana Nosková und Michal Pavlášek untersucht das Familiengedächtnis von Angehörigen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Dafür wurden 120 Interviews mit über 100 Interviewpartnern aus 35 Familien geführt, deren Biografien in unterschiedlichem Maße von Migration geprägt sind. Bei diesen Gruppen handelt es sich um die deutsche Minderheit in Tschechien, deutsche Vertriebene aus der Tschechoslowakei und die tschechische Minderheit in Kroatien. Eine vierte Untersuchungsgruppe stellen die tschechischen Remigranten aus Kroatien dar, ehemalige Partisanen und deren Angehörige, die den bewaffneten Widerstand in Jugoslawien während des Zweiten Weltkriegs unterstützt hatten und denen daher nach 1945 die Umsiedlung in die Tschechoslowakei ermöglicht wurde. Die Interviews sind jedoch nicht allein auf die Erlebnissgeneration begrenzt: Durch Hinzuziehung der Narrative von Kindern (zweite Generation) und Enkeln (dritte Generation) sollen das Familiengedächtnis und seine generationsübergreifende Transmission untersucht werden, – die Vf. wollen nicht nur die Inhalte der Familiengedächtnisse, das „Was“, aufzeigen, sondern auch Mechanismen und Strategien der Übermittlung, also das „Wie“.

Die in vier Hauptteile gegliederte Arbeit beginnt mit der theoretisch-methodischen Kontextualisierung, bei der die wichtigsten verwendeten Begriffe eingeführt und definiert werden. Neben Termini wie „Familie“, „Gedächtnis“, „Narrativ“, „Generation“ und „Migration“ wird auch die Methode der Oral History erläutert sowie über die gegenwärtigen so-

zialwissenschaftlichen Diskurse der Begriffe reflektiert. An dieser Stelle soll nur auf die für die Fragestellung maßgeblichen Begriffe „Familiengedächtnis“ und „Migration“ eingegangen werden. Demnach wird das Familiengedächtnis verstanden als „Prozess der alltäglichen Kommunikation, bei dem die Familienmitglieder gemeinsam darüber verhandeln, was ihre Vergangenheit ist“ (S. 407). Insbesondere die Konstruktion dieses Gedächtnisses und der Identität der Interviewpartner anhand der Migrationserfahrungen der Vorfahren ist für die Vf. von Interesse. Migration bezeichnet dabei nicht nur „die Bewegung von Menschen mit dem Ziel, den Aufenthaltsort zu verändern“ (S. 42), sondern wird darüber hinaus als gesellschaftlicher Prozess gesehen, „der Veränderungen mit sich bringt“ (S. 44). Dementsprechend werden die Narrative derjenigen beiden Minderheitengruppen untersucht, die zwar nicht selbst migriert sind, deren soziale Realitäten sich aber durch Remigration bzw. Aussiedlung gleichfalls dauerhaft veränderten.

Im zweiten Hauptteil, der sich der Durchführung der Interviews widmet, setzen sich die Ethnologen mit Problemen der Feldforschung und Datenerhebung auseinander. Unter der Überschrift „Problem der Generationen“ wird u. a. die große Spanne der Geburtsjahre insbesondere der Kinder und Enkel reflektiert, die nur schwer als jeweils eigene Generation zusammengefasst werden können. Ein zweites Problemfeld bildet die Methode, die bezüglich des Erzählverhaltens des Interviewten sowie der Rolle der Interviewer und anwesender Dritter kritisch geprüft wird. Für die Suche nach Interviewpartnern stehen unterschiedliche Methoden zur Verfügung, deren Vor- und Nachteile dargestellt werden. Neben dem Schneeballsystem, bei dem man über einen Interviewpartner an Kontakte gelangt, gibt es auch die Möglichkeit, mit Gatekeepern zu arbeiten, worauf die Vf. bei der Gruppe der tschechischen Minderheit in Kroatien und der vertriebenen Deutschen aus der Tschechoslowakei zurückgriffen. Andere Schwierigkeiten ergaben sich bei spontanen Begegnungen im Zuge der Feldforschung sowie bezüglich der Diskrepanz z. B. hinsichtlich Ethnizität und Sprache zwischen Interviewer und Interviewtem.

Auf das kulturelle Gedächtnis wird im dritten Hauptteil fokussiert, wo die in den Familien erzählten und weitergegebenen Narrative untersucht werden. Dafür wird der historische Hintergrund skizziert sowie auf die Erinnerungspolitik der jeweiligen Gruppeneliten oder des Staates eingegangen, denn die Familienerinnerung könne immer auch „die auf höheren Ebenen verbreitete Repräsentation widerspiegeln“ (S. 16). Daher beschäftigen sich die Vf. nicht nur mit Minderheitenverbänden, deren Entstehung und Bedeutung, sondern auch mit der rechtlichen Stellung der einzelnen Minderheitengruppen und den Erinnerungsdiskursen in den jeweiligen Ländern. Dabei betonen die Vf. den Zweiten Weltkrieg als die prägendste Erfahrung in den Narrativen der Erlebnissgeneration: Während die Gruppen der tschechischen Minderheit in Kroatien und der tschechischen Remigranten beide ihre Beteiligung an dem Partisanenaufstand hervorheben, ist für die beiden deutschen Gruppen die Zwangsmigrationserfahrung am Ende des Zweiten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit entscheidend. Dieser Teil der Studie dient somit als inhaltliche Grundlage für den vierten Hauptteil, der anhand der Interviews von je einer Familie pro Gruppe das kommunikative Gedächtnis und die generationsübergreifende Transmission beleuchtet.

Abschließend ordnen die Ethnologen die Fallstudien „in den sozialen, historischen und diskursiven Kontext ein und verknüpfen sie mit den Erkenntnissen, die aus der wissenschaftlichen Untersuchung hervorgehen“ (S. 18). Es lässt sich erkennen, dass gewisse Narrative der tschechischen Minderheit in Kroatien und der tschechischen Remigranten – die Phase vor und im Zweiten Weltkrieg – ähnlich verlaufen sind. Erst mit der Remigration unterscheiden sich die Narrative: Während die Remigranten die Migrationserfahrung und die Integration in der Tschechoslowakei, aber auch den Wandel hin zu einer Stigmatisierung betonen, wird die Remigration in den Erinnerungen der in Kroatien Verbliebenen von der wirtschaftlich motivierten Arbeitsmigration späterer Jahre überschattet. Den Rahmen und Bezugspunkt ihrer Erzählungen bildet der Kroatienkrieg. Bei den beiden deutschen Gruppen können die Erzählungen in drei Phasen geteilt werden: vor 1938; zwischen 1938 und Kriegsende; Vertreibung. Nach der durch die Zwangsmigration ausgelösten Teilung

der Gemeinschaft der böhmischen Deutschen lassen sich weiterhin ähnliche Motive in den Narrativen erkennen, wie z. B. Phasen der Liminalität und der Erneuerung durch Integration bzw. Assimilation.

Von allen vier Gruppen wird das Narrativ von Fleiß und Arbeitseifer betont, was auf die erlebte Fremdheit in der Mehrheitsgesellschaft zurückzuführen ist. Dieses Narrativ findet sich jedoch nicht nur in der Erlebnisgeneration, sondern wird auch von der zweiten und dritten Generation reproduziert. Hierin zeigt sich, dass vom Familiengedächtnis Werte, Moralvorstellungen und Identität übernommen werden. Die Vf. stellen aber gleichzeitig auch fest, dass das Familiengedächtnis ein Feld ist, „auf dem persönliche Identitäten und die Identitäten von [...] Gruppen ausgehandelt werden“ (S. 419).

Den Vf. ist es gelungen, allgemeine Ergebnisse etwa zur Konstitution des Familiengedächtnisses oder zum kulturellen Gedächtnis gruppenspezifisch bzw. gruppenübergreifend zu präsentieren, ohne dabei den durch die lebensgeschichtlichen Interviews geschaffenen individuellen Charakter aus den Augen zu verlieren. Als besonders gelungen erscheint die Auswahl der untersuchten Gruppen, die die europäische Dimension der Nachkriegsmigration verdeutlicht: So wurden die tschechischen Remigranten in den Häusern der ausgesiedelten deutschen Bevölkerung untergebracht, was wiederum einen Teil der tschechischen Minderheit in Kroatien von einer Remigration abschreckte, da sie das neue Leben nicht in einer Umgebung beginnen wollten, die von anderen geschaffen worden war. Selten wird die Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung zusammengedacht mit gleichzeitig stattfindenden Migrationsbewegungen in die Länder Ostmitteleuropas. Gerade deshalb ist die Studie als eine Bereicherung für die Forschung anzusehen. In einer Zeit, in der, wie die Vf. selbst schreiben, „die Erlebnisgeneration verschwindet und [...] das spezifische Generationsgedächtnis langsam erlischt“ (S. 21), haben sie außerdem mit ihrer Arbeit dazu beigetragen, einen Teil dieses Gedächtnisses zu bewahren und für andere Forscher zugänglich zu machen.

Gießen

Xenia Fink

Stephan Stach: Nationalitätenpolitik aus der zweiten Reihe. Konzepte und Praktiken zur Einbindung nationaler Minderheiten in Piłsudskis Polen (1926–1939). (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 4.) Wallstein. Göttingen 2024. 412 S., Ill. ISBN 978-3-8353-3101-3. (€ 39,90.)

Mit seiner 2014 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg eingereichten Dissertation macht Stephan Stach auf einen Ansatz der Nationalitätenpolitik im seit 1918 unabhängigen Polen aufmerksam, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Vergessenheit geraten sei. Bei diesem Ansatz, den St. als liberale oder integrative Nationalitätenpolitik bezeichnet, ging es darum, Vertrauen zwischen den politischen Vertretern verschiedener nationaler Gruppen zu schaffen und Konflikte durch Kompromisse zu überwinden. Prägend für die Jahre insbesondere nach dem Putsch Józef Piłsudskis im Mai 1926 war die „Idee einer gemeinsamen Staatlichkeit“ (S. 10). Damit wendet sich St. in seiner Einleitung gegen eine in Teilen der Wissenschaft verbreitete Tendenz, Polen in der Zwischenkriegszeit durch das Prisma der Gewalt während des Zweiten Weltkriegs zu betrachten, und stellt klar: „Der Holocaust war keine Folge der Politik im unabhängigen Polen seit 1918“ (S. 13). Vielmehr verfolgt St. das Ziel, die Zweite Republik aus eigenem Recht zu betrachten und die Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte der handelnden Zeitgenossen ernst zu nehmen.

Im Mittelpunkt steht das Warschauer Institut für Nationalitätenforschung (Instytut Badań Spraw Narodowościowych, IBNS) und die mit ihm verbundenen Akteure „aus der zweiten Reihe“, die also keine hohen Staatsämter bekleideten, wie Stanisław Józef Paprocki, Tadeusz Hołówko, Aleksander Haffka oder Ivan Kedryn. Da das Hausarchiv des IBNS nicht mehr erhalten ist, sind die Überlieferungen des polnischen Innen- und Außenministeriums und des Ministerrats sowie die Zeitschriften *Sprawy Narodowościowe* und

Biuletyn Polsko-Ukraiński von zentraler Bedeutung. Hinzu kommen Nachlässe und Memoiren, die St. zum Teil in den USA vorgefunden hat, wo er etwa die Nachfahren von Hafftko kontaktieren konnte.

Die Arbeit ist chronologisch gegliedert und wird mit zwei Fallstudien zur jüdischen und ukrainischen Minderheit beschlossen. Das erste Kapitel widmet sich den innen- und außenpolitischen Rahmenbedingungen nach 1918 und stellt die Anfänge des IBSN sowie die nationalitätenpolitischen Konzepte von Stanisław Bukowiecki, Tadeusz Hołówko und Stanisław Thugutt vor. Bereits in den frühen 1920er Jahren bildete sich unter den mehrheitlich rechtsgerichteten Regierungen eine eher linksliberale Expertise in der Nationalitätenpolitik heraus. Im zweiten Kapitel steht die institutionelle Aufwertung der Nationalitätenpolitik nach 1926 im Blickpunkt, die sich in der zeitweilig engen Kooperation des IBSN mit der Nationalitätenabteilung im Innenministerium sowie mit diversen Expertenkommissionen auszeichnete. Allerdings waren bereits in dieser Phase repressive Momente zu beobachten. So schildert St. ausführlich die Niederschlagung der belarusischen Hramada-Bewegung in Nordostpolen 1927. Das dritte Kapitel widmet sich der Zeit von 1928 bis 1930. Anhand der Artikel in den *Sprawy Narodowościowe* und der ersten politischen Kontakte zur Ukrainischen Nationaldemokratischen Vereinigung (UNDO) macht St. eine Spaltung innerhalb der liberalen Nationalitätenpolitik in Anhänger der Regierung und der linken Opposition aus. Das vierte Kapitel thematisiert die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und legt den Schwerpunkt auf die Entwicklungen bei der ukrainischen Minderheit. Neben Regelungen zum Rechtsstatus der orthodoxen Kirche, dem Wirken von Henryk Józewski als Innenminister und Woiwode von Wolhynien oder der aufkommenden geopolitischen Idee des Prometheismus gehörte hierzu auch die gewaltsame „Pazifizierung“ in Ostgalizien im Vorfeld der Sejm-Wahlen 1930. Das Kapitel schließt mit dem Mord an Tadeusz Hołówko 1931, dessen Verursacher im Umfeld der radikalen Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) vermutet wurden.

Dass trotz eines zunehmend autoritären Kurses in der Nationalitätenpolitik die Geschichte prinzipiell offen war und von den Zeitgenossen auch so erlebt wurde, verdeutlicht das fünfte Kapitel, in dem St. zunächst das im IBSN angesiedelte Seminarium Narodowościowe (Nationalitätenseminar) als ein nicht nur politisches, sondern auch geselliges Netzwerk mit Vertretern nationaler Minderheiten vorstellt. Ein zweiter Schwerpunkt gilt dem von Włodzimierz Bączkowski und Konstanty Symonowicz jr. ab 1932 herausgegebenen *Biuletyn Polsko-Ukraiński*, das den wechselseitigen Dialog voranbringen sollte. Drittens wird die Verwissenschaftlichung der Nationalitätenfrage thematisiert, die vor allem ein groß angelegtes interdisziplinäres Forschungsprojekt zur Woiwodschaft Polesien beinhaltete. Dagegen zeigt das sechste Kapitel den raschen Niedergang der liberalen Nationalitätenpolitik durch die politischen Neuformierungen nach Piłsudskis Tod 1935. Das neue Regierungslager näherte sich der nationalistischen Rechten an und brach nach Einschätzung von St. mit dem Grundsatz der Gleichheit aller Staatsangehörigen Polens, während in Vorahnung des kommenden Krieges die Gebiete im Osten Polens zunehmend unter dem Aspekt der militärischen Verteidigung betrachtet wurden.

Die beiden letzten Kapitel vertiefen spezifische Fragen der jüdischen und ukrainischen Minderheit. Im siebten Kapitel wird der Rechtsstatus der jüdischen Gemeinden behandelt, der grundsätzlich die Frage nach einer religiösen oder nationalen Definition des Judentums berührte. Darüber hinaus dominierten der Streit um die Sonntagsruhe und Hilfen für Handel und Handwerk in der Weltwirtschaftskrise die einschlägige Debatte; in beiden Fällen wurden bis 1939 keine Lösungen erreicht. Im achten Kapitel steht die ukrainische Minderheit in Ostgalizien im Blickpunkt. Ohne die politischen und emotionalen Nachwirkungen der kurzlebigen Westukrainischen Volksrepublik 1918/19 zu negieren, legt St. den Akzent auf die Verständigungsbereitschaft der UNDO und stellt Konzepte von Stepan Tomašiv-s'kyj und Ivan Kedryn vor, die auf eine territoriale Autonomie und kulturelle „Europäisierung“ der Westukraine bei Anerkennung der Oberhoheit des polnischen Staates hinausliefen.

Das Buch endet mit dem Jahr 1939, während die Einleitung noch mit rückblickenden Zitaten von Paprocki, Kedryn und Haftka aus den Jahren bis 1942 aufgewartet hatte. Dieser Faden wird nicht wieder aufgenommen, was bedauerlich ist, denn er hätte interessanten Aufschluss darüber geboten, in welchen Medien und Netzwerken überlebende Akteure wie Kedryn oder Haftka in den nordamerikanischen Diasporen ihre Narrative veränderten, um sich nicht mehr als loyale Staatsbürger der Zweiten Republik darstellen zu müssen. Mit der Auslassung der Nachkriegsschicksale fällt es auch schwer, in der Arbeit einen biografischen Zugang zu erkennen, den St. in der Einleitung angekündigt hat, wenn auch in der zurückhaltenden Formulierung, die „Wechselwirkungen zwischen biographisch geprägten Handlungsmustern und institutionellen Sachzwängen“ zu untersuchen (S. 19). Aber hierfür stellt die Arbeit zu wenig Material zu Herkunft, Ausbildung oder außerberuflichem Leben der Akteure bereit. Es ist methodisch fraglich, ob ein akteurszentrierter Zugang mit einem biografischen Zugang gleichzusetzen ist. Die Akteure sind vor allem durch ihre Überlegungen zur Nationalitätenpolitik im Sinne der in der polnischen Historiografie zeitweise sehr beliebten Studien zum politischen Denken präsent. Schließlich sei angemerkt, dass die Studie überwiegend den Literaturstand von 2014 abbildet.

Mit dieser Arbeit liegt eine sehr ausgewogene, lesens- und bedenkenswerte Perspektive auf die Geschichte Polens in der Zwischenkriegszeit vor, deren Anliegen, die „Suche nach einer konsensualen Lösung der Nationalitätenproblematik“ (S. 14) neu ins historische Bewusstsein zu heben, von höchst aktueller Relevanz auch für heutige von Migration und Multiethnizität geprägte Gesellschaften ist.

Dresden

Stephanie Zloch

Jadwiga Biskupska: Survivors. Warsaw under Nazi Occupation. (Studies in the Social and Cultural History of Modern Warfare.) Cambridge University Press. Cambridge 2022. 320 S., Ill. ISBN 978-1-316-51558-7. (£ 75,-.)

In her 2022 book, Jadwiga Biskupska offers a significant contribution to the historiography of World War II by addressing a critical research gap on the experiences of Warsaw's intelligentsia during this period. Over the course of five years, Warsaw—symbolizing the heart of Polish identity—emerged as the epicenter of the increasingly radical violence perpetrated by the German occupiers who aimed to annihilate the Polish nation. By Christmas 1944, the city once celebrated as the “Paris of the East” had been reduced to little more than a heap of rubble.

The study is divided into nine chapters. The first four focus on the occupier's persecution of Warsaw's elites, while chapters five through nine examine the responses of Warsaw elites to German terror. The first chapter begins with the siege of Warsaw in September 1939, during which the government, military leaders, and the Catholic Church fled, leaving the city in the hands of those elite members who chose to remain. Among them was the city president, Stefan Starzyński, who effectively galvanized the population through radio broadcasts and established a city committee that united all opposition parties, laying the foundations for the future underground state. On 27 September, General Michał Karaszewicz-Tokarzewski launched the “Service for Poland's Victory.” Allegedly on the same day, Aleksander Kamiński and Stanisław Broniewski founded the “Grey Ranks,” drawing upon the scouting network. The scouts played a crucial role during the siege, rescuing the elderly, extinguishing fires, and saving Polish artworks from the burning Royal Castle. Kamiński would later become a prominent figure in the Polish underground press.

The second chapter addresses the murders carried out by the *Einsatzgruppen* during *Operation Tannenberg* and the *Intelligenzaktion*. B. argues that the German occupiers ultimately failed to achieve their aim of eradicating the Polish elite, although they murdered thousands of Polish citizens. It is important to note that, contrary to its self-perpetuated

myth, the Gestapo was largely indiscriminate and unprofessional in its efforts to combat political enemies in Poland.

The third chapter centers on Pawiak prison, which, alongside the Gestapo headquarters on Aleja Szucha, became a hub for the repression of political dissent in Warsaw. The prison quickly became severely overcrowded. As a result, it increasingly functioned as a transit station for many prisoners en route to a concentration camp or to the execution site at Palmiry. Simultaneously, Pawiak galvanized the opposition—firstly through its mere existence, which transformed many previously apolitical Warsaw residents into staunch conspirators, and secondly by uniting within its walls those already active in the resistance. The prison hospital and its staff, particularly physician Zygmunt Śliwicki, played a crucial role in this process.

B. devotes the fourth chapter to the ghetto established in northwest Warsaw. Tens of thousands of Jews from other districts were forcibly relocated there. The ghetto was sealed off in the autumn of 1940 and faced severe shortages of food and coal, leading to mass deaths from hunger and disease. Despite the inhumane conditions, a vibrant cultural life flourished in the ghetto, sustained primarily by the Jewish elites. Facing total annihilation, efforts like those of Emanuel Ringelblum sought to document the Jewish plight. Between July and September 1942, the occupiers deported 265,000 Jews from the Warsaw ghetto to Treblinka where they were immediately killed in the gas chambers. The Warsaw Ghetto Uprising in 1943 was a final, determined act of resistance by the remaining Jews before their ultimate extermination.

In the fifth chapter, which belongs to the most compelling parts of the study, B. underscores the critical role of information, which the occupiers sought to completely suppress among the Warsaw populace. All Polish and Yiddish newspapers were banned and replaced by the so-called reptile press—German propaganda translated into Polish. Radio receivers were strictly prohibited with mere possession punishable by death. Couriers became vital at all levels: those travelling from Warsaw to London, such as Jan Karski; thousands of members of the Polish resistance moving between Warsaw and Soviet-occupied territories, or the territories annexed by Germany. Local couriers, particularly women and even children, played a crucial role in delivering messages within Warsaw. The information gathered was disseminated through underground newspapers like *Polska Żyje* and *Biuletyn Informacyjny*, which not only aimed to sustain morale and encourage perseverance but also to shape the behavior of the occupied population. For instance, in the 1 November 1940 issue of the *Biuletyn*, Kamiński urged the population to engage in “petty” sabotage. The goal was to disrupt the daily lives of the occupiers through small, everyday acts such as working slowly, making deliberate mistakes, providing false information to German occupation personnel, or playing pranks like anonymously denouncing overzealous collaborators to the Gestapo.

Women were not only central to communication but also to underground education, a subject elaborated in the sixth chapter. They constituted the majority of teachers and accounted for 80 percent of the student body. The occupiers permitted only minimal education, leading schools and universities to increasingly operate underground. This, too, involved significant risk as the occupying forces severely restricted the movement of Warsaw’s population.

The seventh chapter focuses on matters of faith, with particular emphasis on the Catholic Church and its followers. While the leaders of the Catholic Church largely avoided criticizing the occupiers, it was primarily the Catholic youth, along with many priests and nuns, who actively participated in the resistance and consequently endured severe persecution. Many members of the Polish elite were driven by their Catholic faith in their resistance efforts. B. highlights the intriguing case of the writer Zofia Kossak, who played a significant role in the underground press and in various charitable initiatives. She co-founded *Żegota*, an organization that saved thousands of Jewish children from certain death. This is particularly striking, given that Kossak was openly anti-Semitic, yet she still

criticized Warsaw's non-Jewish population for completely neglecting their Jewish neighbors as they faced extermination (pp. 123–124).

In the eighth chapter, B. outlines the evolution of the Polish resistance in Warsaw which was notably fragmented. In November 1939, on the initiative of the Polish government-in-exile, the Union of Armed Struggle (ZWZ) was established, asserting itself as the sole legitimate organization to unify the resistance, focusing on building underground structures. To prevent reprisals against the civilian population the government-in-exile prohibited armed actions.

By the summer of 1943, the ZWZ—in 1942 renamed Home Army (*Armia Krajowa*)—had successfully established its dominance over the Polish underground and shifted its strategy towards open terror against the German occupiers, a key focus of the ninth chapter. “Operation Heads” targeted particularly brutal members of the occupying forces, including Franz Kutschera. The attempt to liberate the city from German control through an uprising, in hopes of avoiding “liberation” by the Red Army, ultimately ended in disaster. The Home Army leadership had underestimated the strength of the German forces while overestimating the Allies’ willingness to support Poland. The Warsaw Uprising claimed the lives of about 200,000 people, including 180,000 civilians, and drove thousands of the elite into exile. Many who had fought for the Polish government-in-exile against the German occupiers, like Witold Pilecki and Władysław Bartoszewski, were later persecuted by the Soviet “liberators.” Ultimately, the Warsaw elite managed to thwart the occupiers’ efforts to destroy the Polish nation. However, I do not fully concur with B.’s conclusion that the fate of the people of Warsaw was fundamentally different from that of Poles outside the city (pp. 275–276). In the Lublin district, for instance, the German occupation terror escalated dramatically, particularly during and after “Aktion Zamosc.”¹

Though B. draws on a wide array of literature and sources for her study, there are a few minor shortcomings. For instance, the approach and research question in the introduction are somewhat vague. In particular, a more detailed elaboration of the concept of “elite” would have been beneficial, given its central role in the study. It is somewhat perplexing that B. criticizes the concept of resistance for being too vague and morally charged, yet simultaneously uses the highly politicized term “genocide” to describe the murder of the Polish elite. The 1948 UN Genocide Convention does not cover social groups like the Polish elite.

Overall, however, this study makes an exceptionally valuable contribution to Eastern European research, particularly by shedding light on the extremely repressive German (and Austrian) occupation of Warsaw. Moreover, it highlights the crucial role of the Polish elites in organizing an underground state, an effort unmatched elsewhere in occupied Europe during World War II.

Klagenfurt

Alexandra Pulvermacher

1 Cf. CZESŁAW MADAJCZYK (ed.): *Zamojszczyzna—Sonderlaboratorium SS: Zbiór dokumentów polskich i niemieckich z okresu okupacji hitlerowskiej* [Zamocść Region—Sonderlaboratorium SS: A Collection of Polish and German Documents from the Nazi Occupation Period, 2 vol., Warszawa 1977.

Roland Borchers: Auf der Suche nach Anerkennung. Erinnerungen polnischer NS-Zwangsarbeiter:innen. (Edition NS-Zwangsarbeit, Bd. 2.) Metropol. Berlin 2023. 508 S., Ill. ISBN 978-3-86331-720-1. (€ 36,-)

Seit etwa zwei Dekaden gehört das Thema „NS-Zwangsarbeit“ zum Mainstream der historischen Forschung, wobei dies nicht für alle seine Bereiche gleichermaßen gilt: Während die Ereignisgeschichte insbesondere in lokaler und regionaler Hinsicht etliche Studien hervorgebracht hatte, stellte die sog. Geschichte des zweiten Grades bisher nur ein Randthema dar. Der Historiker Roland Borchers hat dieses Defizit erkannt und für seine

Dissertation an der Freien Universität Berlin ein überzeugendes Forschungsdesign entwickelt. Er macht nicht etwa, wie sonst üblich, die Erfahrungsgeschichte zum Schwerpunkt seiner Fragestellung, sondern den Erinnerungsprozess, dem er an Beispiel von polnischen Zwangsarbeitern nachgeht. Hauptsächlich will er auf diese Weise in Erfahrung bringen, wie Betroffene die Erfahrung der Zwangsarbeit aufgearbeitet haben. Seinen Quellenkorpus bilden 72 Interviews, die 2004–2006 im Rahmen des „International Forced Labour Documentation Project“ durchgeführt worden waren. Ähnlich wie seine Kollegin Grete Rebstock, die sich in ihrer Dissertation¹ den Interviews aus der Sowjetunion aus demselben Bestand widmete, befragte er die Zeitzeugen nicht selbst. Vielmehr nutzte er die Audio- und Videoaufnahmen, die auf der Website www.zwangsarbeit-archiv.de zur Verfügung gestellt wurden. Diese Quelle ergänzte er um die mit dem Interviewprojekt zusammenhängende schriftliche Dokumentation sowie um die Entschädigungsanträge der befragten Zeitzeugen. Gerade diese Anträge ermöglichten es dem Autor, die Interview-Angaben zur Zwangsarbeit zu verifizieren und ggf. die Abweichungen zu erklären.

Gewöhnlich widmet sich Oral History dem Zeugnis, nicht dem Zeitzeugen. In der hier rezensierten Studie werden beide Aspekte gleichermaßen behandelt, wodurch sich zeigt, wie ertragreich die Auswertung der Interviewsituation, der Interaktionen zwischen Interviewer und Interviewten und der erzählten Inhalte sein kann. Alle drei Komponenten werden stets unter Berücksichtigung des jeweiligen historischen Kontextes analysiert. Da die Interviews etwa 60 Jahre nach der Zwangsarbeit durchgeführt wurden, lassen sich mehrere Etappen im Erinnerungsprozess unterscheiden. Außerdem interessiert sich der Autor für die Frage, wie das Interview die Erinnerung an die Verfolgungsgeschichte beeinflusste. Daher setzt er sich aufmerksam mit den Videoaufnahmen auseinander und kann die behavioristischen Nuancen, wie Gestikulation oder körperliche Verlegenheit, erfassen. Zudem ist er dank seiner hervorragenden Polnischkenntnisse imstande, eine tiefgründige Sprachanalyse durchzuführen und mehrere sprachliche Formulierungen der Zeitzeugen zu decodieren, wie etwa das Wort *lapanka* (Razzia, S. 162) oder *kombinować* (tricksen, S. 231).

Das Buch ist übersichtlich strukturiert, und die Erkenntnisse werden anschaulich präsentiert. In den ersten zwei Kapiteln diskutiert B. den Forschungsstand, die Begriffe und den historischen Rahmen. Viel Aufmerksamkeit widmet er der polnischen Erinnerungskultur, die seiner Meinung nach den individuellen Erinnerungsprozess maßgeblich geformt hat (S. 86).

Die eigentliche Darstellung besteht aus zwei umfangreichen Kapiteln, die sich der individuellen sowie der kollektiven Erinnerung an Zwangsarbeit widmen. Indem B. die Narrationen über die KZ-Zwangsarbeit und über die sog. Fremdarbeiter gemeinsam untersucht, betritt er wissenschaftliches Neuland. In beiden Kapiteln unterteilt er die Analyse der Interviewaussagen nach mehreren Themen, wie z. B. Freizeit, Widerstand, Religion und Gender. Interessant ist dabei die Erkenntnis, dass nicht so sehr die schwere zivile Zwangsarbeit thematisiert wird, sondern immer wieder ihre Begleitumstände wie Unterbringung und Lebensmittelversorgung (S. 196). Ferner gelingt es dem Vf., eine Verbindung zwischen individueller Erfahrung und kollektiven Erinnerungstopoi zu schaffen, z. B. mittels einer tiefgehenden Analyse des polnischen Martyrologie-Diskurses. Hilfreich sind sowohl mehrere Zwischenfazits als auch die im Anhang mit großem Einfühlungsvermögen verfassten 72-Biogramme der interviewten Zeitzeugen.

B. hat abschließend keine eindeutige Antwort auf die Frage, wie sich seine Protagonisten an die zivile bzw. KZ-Zwangsarbeit erinnern. Er konstatiert jedoch, dass sie alle in ihrem Erinnerungsprozess das gleiche Ziel verfolgt hätten, nämlich den schon im Buchtitel signalisierten Wunsch nach Anerkennung. Diese vermissten die Betroffenen nicht etwa in Deutschland, das bekanntlich über einen längeren Zeitraum den Zwangsarbeitern ihren Opferstatus verweigerte, sondern in ihrem Heimatland Polen. Schuld daran sei, wie der Vf.

1 GRETE REBSTOCK: Stigma und Schweigen. NS-Zwangsarbeit aus sowjetischer Perspektive. Ein Beitrag zur Oral History, Paderborn 2023.

überzeugend darlegt, der recht komplexe polnische Erinnerungsdiskurs, in dem die Erfahrungen der Zwangsbeschäftigten bereits seit Kriegsende nicht genug gewürdigt worden seien. Diese Begründung ist zwar plausibel, erklärt aber die empfundene erinnerungskulturelle Benachteiligung nicht in all ihren Facetten, denn neben dem staatlich verordneten Verstummen bestand auch im privaten Umfeld nicht immer die Bereitschaft zum Zuhören, was B. nur kurz anspricht (S. 139). Ähnlich verhielt es sich mit den Zeugenaussagen der Opfer in den Nachkriegsprozessen zur Verfolgung der NS-Verbrechen, wo sich angesichts des Nichtzuhören-Wollens der Familienmitglieder eine Möglichkeit bot, nach Anerkennung zu suchen und Zeugnis abzulegen.

Diskutabel ist außerdem B.s Bemerkung, dass in den Erzählungen das für Zwangsarbeiter obligatorische „P“-Abzeichen nur eine marginale Rolle spielte (S. 216). Dieser Befund überrascht schon allein wegen der allgegenwärtigen Präsenz dieses Symbols in der öffentlichen Erinnerung, sei es in Form von Buchtiteln² oder Gedenksteinen und Ausstellungen, wo der violette Buchstabe „P“ auf gelbem Grund zu einem gut erkennbaren Kennzeichen dieser Opfergruppe geworden ist.

B. ist sich der methodologischen und ethischen Herausforderung der Oral History bewusst und achtet darauf, wo die Zeitzeugen an die Grenzen des Sagbaren gestoßen sind oder wann sie sich eine Selbstzensur auferlegt haben. Zudem betont er den Einfluss von äußeren Faktoren auf die erzählten Inhalte. Eine große Rolle spielten sowohl die zur Zeit der Gespräche präsente Entschädigungsdebatte (S. 47) als auch die Persönlichkeit und Vorprägungen der Interviewenden (S. 41).

Mittels der Oral History entstandenes Material birgt immer die Gefahr einer Überbewertung. Dies betrifft vor allem solche Themen, die in den Interviews aus unterschiedlichen Gründen nicht zur Sprache gebracht wurden. B. erwähnt mehrmals diese Problematik, und trotzdem verleitet ihn das Nichtgesagte zu einigen übergreifenden Feststellungen. Tatsächlich ermöglicht es ihm der relativ große Umfang des Quellenkorpus, die Tendenzen der Aufarbeitung von Zwangsarbeit und die Erinnerungsmuster aus vergleichender Perspektive zu erkennen. Wenn jedoch ein Thema nicht angesprochen wurde, so bedeutet dies nicht automatisch, dass es für den Zeitzeugen, wie B. vermutet, „unwichtig erscheint“ (S. 283) – z. B. das Thema Familie in Interviews mit männlichen Gesprächspartnern (S. 264). Aber vielleicht sind die Zeitzeugen in einem 3–4-stündigen Gespräch einfach nicht dazu gekommen? Der Autor bezieht in solchen Fällen die Forschungsliteratur mit ein und weist so auf Differenzen der erinnerten und historischen Wirklichkeit hin.

Das besprochene Buch stellt die Zeitzeugen und ihr Zeugnis in den Vordergrund. Es erklärt, wie die Erinnerung von jeweils aktuellen politisch-kulturellen Gegebenheiten beeinflusst und letztendlich geformt wird. Es zeigt auch, dass sich nach 60 Jahren die Erinnerung von der primären Erfahrung der Zwangsarbeit weitgehend losgelöst hat und eine neue Sinnggebung verfolgt, in diesem Fall das Bedürfnis nach Anerkennung als Opfer. Mit dieser Erkenntnis gelingt B. der Spagat zwischen der Erfahrungsgeschichte und der Erinnerungs-

2 ZOFIA BIGORAJSKA, WŁADYSŁAWA PIETRUCZUK-KURKIEWICZOWA (Hrsg.): *Gdy byliśmy literą P. Wspomnienia wywiezionych na przymusowe roboty do III Rzeszy* [Als wir der Buchstabe P waren. Erinnerungen von zur Zwangsarbeit in das Dritte Reich Verbrachten], Warszawa 1968; JULIAN BARTOSZ: *Ludzie ze znakiem „P“* [Menschen mit dem Zeichen „P“], Wrocław 1969; BOHDAN KOZIELŁO-POKLEWSKI: *Ze znakiem „P“*. Relacje i wspomnienia z robót przymusowych w Prusach Wschodnich w latach II wojny światowej [Mit dem Zeichen „P“]. Berichte und Erinnerungen zur Zwangsarbeit in Ostpreußen in den Jahren des Zweiten Weltkriegs], Olsztyn 1985; SOPHIE HODOROWICZ KNAB: *Wearing the Letter P. Polish Women as Forced Laborers in Nazi Germany 1939–1945*, New York 2016; ARNO GIESE: *Niewolnicy III Rzeszy z literą P. Polacy na robotach przymusowych w latach 1939–1945* [Gefangene des Dritten Reiches mit dem Buchstaben P. Polen bei der Zwangsarbeit in den Jahren 1939–1945], Konin 2018.

kultur. Außerdem stärkt die Studie die Opferperspektive und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Zwangsarbeit.

Augsburg

Katarzyna Woniak

Alexej Lochmatow: Public Knowledge in Cold War Poland. Scholarly Battles and the Clash of Virtues, 1945–1956. (Poland. Transnational Histories, Bd. 1.) Routledge. London – New York 2024. XV, 257 S. ISBN 978-1-032-54949-1. (£ 140,–.)

The post-war history of Polish science and academic scholarship, marked by the process of its “Sovietization,” remains an understudied, complex, yet compelling topic. In his study on this subject, Alexej Lochmatow demarcates a time frame from 1945 to 1956, “the period formative to the socialist regime in the country” (p. 6), and contrary to the traditional institutional, disciplinary, or biographical approaches dominant in the subject literature, aims to showcase the issue through the lens of historical epistemology.

As a category for analyzing this “Sovietization,” the author suggests neither “the acceptance or denial of methodological ideas or Marxist-Leninist ideology” by individual scholars, nor “the reconstruction of academic institutions in accordance with the Soviet model,” but rather the concept of “epistemic virtues” (pp. 5, 7) required by official governmental discourse on virtues and present in the public performances of academic practice. In fact, “the new virtues” that were forcibly imposed on Polish scholars are interpreted here as “the cornerstone of ‘Stalinisation’” (p. 8) of the academic practice in Poland.

Also noteworthy is the more general premise that the author argues: the advantage of the concept of virtues in examining the history of science in the authoritarian regimes. For a while the “correct view” may change under the same authorities, it is primarily the scholars’ loyalty to state-promoted virtues that must remain constant to maintain the appearance of the regime’s “stability” (p. 8). With this point one should keep in mind the relatively consistent character of Stalinist ideology as implemented in Poland from 1945 to 1956. Nevertheless, the book offers this broader perspective on scholarly practice and its intersection with political agendas.

Both the subject and the methodological framework of the monograph are clearly formulated in its introduction. Chapter 1 outlines a complex landscape of post-war Polish academia, with its estranged left-wing intellectuals, Catholic groups, and occasional “missionary intellectuals” (p. 18 and passim), where the project of the “gentle revolution” unfolds and the virtue of “progressiveness” is brought to the forefront in debates on “good scientific practice” (p. 22 and passim). In Chapter 2, the author highlights the differences between the self-presentation of the Soviet Union and Soviet scholarship and the Polish understanding thereof which slowly formed in the early post-war period. While the official propaganda provided only general guidelines on the matter, it was consequential to the further relationship between the two countries. In Chapter 3, he posits the dominance of French intellectual culture over the Soviet one in influencing contemporary Polish public debates on academic virtues and public activism of scholars in the period in question. Chapter 4 traces the national agenda in the public discourse of Polish intellectuals through the promoted virtue of “loyalty to the nation” (p. 107), maintained in their anti-authoritarian stance on the project of a “production” of the “new intelligentsia” (p. 104). Chapter 5 disentangles a conflicted plurality of public manifestations of progressiveness in the early post-war period, particularly evident in the ideological attitudes of representatives of Marxism and Catholicism.

In Chapter 6, the Cold War intensification of the process of Polish academia’s Stalinization is featured, through the political mobilization of scholars during various congresses and conferences—in an ultimately futile attempt to unite them in “a ‘concordia’ under the banner of ‘Marxism-Leninism’” (p. 162). Chapter 7 emphasizes the “re-education” paradigm in which the new institutions of the radically changed academia at the height of its Stalinization tried, yet again unsuccessfully, to teach scholars the virtues of modesty, dis-

cipline, and “loyalty to the current political need” (p. 175 and *passim*). Finally, it is the author’s main thesis in Chapter 8 that the crisis year 1956 resulted in opposition to the forms of “virtuous” academic practice promoted under Stalinism rather than to Marxism itself — and that this opposition united both Marxist and non-Marxist scholars. The loss of the formative role of the virtue of “progressiveness” among Polish scholars is interpreted as a breaking point in the early post-war Polish political project and a failure of the Stalinization of Polish academia. In the epilogue, the author argues for the efficacy of epistemic virtues as an analytical tool for scholarly practice not only in post-war Poland, but moreover in post-socialist Central and Eastern Europe, as well as post-Soviet Russia.

It should be noted, that both in the structure and narrative of the book, the importance of the early post-war years and the “gentle revolution” project are emphasized, with the events of the period from 1948 to 1956 interpreted either as a *longue durée* of the principles previously formulated in public scholarly discourse or as their direct consequences. Thus, while enhancing our understanding of, *en passant* long accepted, “peculiarity of the ‘early post war years’” (p. 7), it regrettably pays less attention to the first half of the 1950s, oftentimes overlooked in the literature on the subject.

The book would be of interest to scholars studying the history of science and scholarship in both Poland and other post-socialist Central and Eastern European countries. For the English-speaking reader, the study provides the contexts and excurses essential for bringing such a ‘national’ history to a ‘foreign’ audience in a comprehensible way. Polish readers would gain not only from the already mentioned original methodological perspective, but also the wide-ranging transborder bibliography the monograph offers. Moreover, the chosen theoretical framework and the shift of focus to the agency of the Polish actors, in a relationship usually described as dominated by the Soviet Union, opens the possibility of a comparative approach to the material.

Kraków

Violetta Korsakova

Waldemar Czachur, Peter Oliver Loew: „Nie wieder Krieg!“ Der 1. September in der Erinnerungskultur Polens und Deutschlands zwischen 1945 und 1989. (Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt, Bd. 37.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2022. 380 S., Ill. ISBN 978-3-447-11781-4. (€ 39,–.)

Der Zweite Weltkrieg steht 80 Jahre nach seinem Ende immer noch im Zentrum der oft problematischen nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland. Vor diesem Hintergrund stellt die Untersuchung von Waldemar Czachur und Peter Oliver Loew einen wichtigen Beitrag dar, der die hierfür ursächlichen erinnerungskulturellen Entwicklungen aufzeigt und einordnet – und dabei zusätzlich fragt, welches Bild der Nachbarn sich aus dem jeweiligen Gedenken herausarbeiten lässt. Die Autoren stellen dabei die Erinnerungskulturen in Volkspolen, der DDR und der Bundesrepublik von 1945 bis 1989 jeweils chronologisch nebeneinander. Diese Anordnung erweist sich für den Lese-fluss nicht immer als vorteilhaft, da die Themen nicht gebündelt, sondern getrennt voneinander aufgegriffen werden. Allerdings bekommt der Text so eine Struktur, die vor Augen führt, dass das weitgehende Ausbleiben der bi- bzw. trinationalen Verständigung nicht ausschließlich auf unterschiedlichen Meinungen über Geschichte beruhte. Vielmehr bewirkte das sich bewusst voneinander abgrenzende Neben- oder gar Gegeneinander der jeweiligen Erinnerungskulturen, dass unterschiedliche Meinungen nicht diskutiert wurden bzw. zur negativen Wahrnehmung der Nachbarn beitrugen.

Besonders kritisch betrachten die Autoren in dieser Hinsicht das Handeln staatlicher Akteure. In allen drei Staaten waren es vor allem innenpolitische Motive, die das Gedenken an den September 1939 bestimmten. Es wurde staatsübergreifend stetig erinnerungskulturellen Konjunkturen angepasst und mit dem Anfang des Zweiten Weltkriegs so umgegangen, wie der jeweilige Deutungswille es nötig erschienen ließ. In Volkspolen und der DDR wurde das Gedenken zur Legitimation der staatssozialistischen Diktaturen und im

Sinne prosowjetischer Propaganda instrumentalisiert. Der September 1939 diene somit jeweils als Chiffre, mit der sich alle möglichen Interessen und Narrative verdecken oder auch gegeneinander ausspielen ließen.

Die volkspolnische Politik nutzte das Datum des Kriegsbeginns dazu, sich von der Zweiten Polnischen Republik abzusetzen und ein prosowjetisches und antideutsches Geschichtsbild zu etablieren. Sie vereinte dabei Helden- und Opfertum. Teils bis zur Unglaubwürdigkeit ritualisiert, wurde das staatliche Gedenken jedoch zunehmend durch kirchliche und oppositionelle Narrative herausgefordert.

Im DDR-Gedenken spielte Polen als erstes Opfer des Zweiten Weltkriegs kaum eine Rolle. Insbesondere in den 1970er Jahren gab es gemeinsame Veranstaltungen, als sich die zwischenstaatlichen Beziehungen kurzzeitig entspannten. Doch insgesamt diente das Gedenken an den Kriegsausbruch einer pazifistischen Rhetorik, die sich zunehmend gegen die Bundesrepublik und den vermeintlich imperialistischen Westen richtete.

Auch in der Bundesrepublik wurde die Würdigung der polnischen Kriegserfahrung staatspolitisch an den Rand gedrängt. Bezeichnenderweise wurden Themen wie die sog. Vertreibung der Deutschen oder die Frage der polnischen Westgrenze besonders von konservativen Kräften immer wieder in den Vordergrund gerückt. Parallel dazu gab es jedoch Bestrebungen, die Beziehungen zu entspannen, und entsprechend wurde auch das September- und Weltkriegsgedenken angepasst.

Neben dem jeweiligen staatlichen Gedenken zeigen Cz. und L. zivilgesellschaftliche und kirchliche Aktivitäten auf. Durch diese wurde der Diskurs über den Beginn des Zweiten Weltkriegs in eine versöhnlichere und von größerer Aufrichtigkeit geprägte Richtung gelenkt. Dies war freilich in den diktatorischen Staaten DDR und Volkspolen schwieriger als in der demokratischen Bundesrepublik. Dennoch gingen wesentliche Impulse der deutsch-polnischen Annäherung gerade aus engagierten Initiativen hervor, die von staatlichen Akteuren zunehmend nicht mehr ignoriert werden konnten und so zunehmend das offizielle Gedenken beeinflussten.

Besonders sichtbar wurde dies laut Cz. und L. im Jahr 1989, das das Ende des staatssozialistischen Systems einleitete und auch neue Dynamiken des Septembergedenkens beförderte. Bezeichnend war, dass aufgrund des in Polen bereits weitgehend vollzogenen politischen Wandels das Gedenken zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs vornehmlich zwischen Polen und der Bundesrepublik ausgetragen wurde. In Polen löste sich das Gedenken an den September 1939 spürbar von der staatssozialistischen Propaganda und ging zunehmend in zivilgesellschaftliche bzw. kirchliche Verantwortung über. Dies korrespondierte zumindest innerhalb des linksliberalen Spektrums der Bundesrepublik mit der Bereitschaft, Polen als Partner ernst zu nehmen und historische Belastungen im Dialog aufzugreifen – gleichzeitig versperrten konservative Kreise bis hinein in die CDU-geführte Regierung eine auch in Polen akzeptable Sicht auf Fragen nach historischer Verantwortung und dem Grenzverlauf zwischen Deutschland und Polen. Die DDR spielte 1989 bereits eine untergeordnete Rolle. Sie beharrte auf überkommenen politischen Strukturen und begegnete polnischen Belangen mit Distanz; daher fiel sie als verlässlicher Ansprechpartner aus.

Der Fokus der Autoren auf das Jahr 1989 ist sinnvoll, weil durch die politische Umbruchsituation viele neue erinnerungskulturelle Impulse möglich wurden. Gleichzeitig legen Cz. und L. ein Augenmerk darauf, welche Differenzen evident blieben und an welchen Fragen besonders bundesrepublikanische und polnische Politiker zunächst keine Kompromisse eingehen wollten. So wird deutlich, auf welcher Basis der folgende deutsch-polnische und europäische Annäherungsprozess fußte. Zudem arbeiten die Autoren heraus, inwiefern vor allem deutsche Bevormundungen teils bis heute einer Aufarbeitung auf Augenhöhe im Wege stehen.

Insgesamt legen Cz. und L. eine grundlegende Studie vor, die quellengesättigt vor allem anhand von Aussagen erinnerungspolitischer Akteure und Zeitungsbeiträgen ein breites Panorama des Umgangs mit dem September 1939 und dem darauffolgenden Krieg in

Polen, DDR und BRD entfaltet. Die Ausführlichkeit hat jedoch Vor- und Nachteile. Das Buch ist einerseits ein Fundus, der an vielen Stellen weiterführende Informationen und Details bietet. Andererseits ermüden die vielen, etwas zu sehr aneinandergereihten Einzelheiten, zumal die Analyse für Fachleute sicherlich nicht nur überraschende Ergebnisse bereithält, wenn auch die einzelnen Befunde plausibler als in der bisherigen Forschungsliteratur begründet sind.

An einigen Stellen stehen die Befunde aus den einzelnen nationalstaatlichen Kapiteln zu unverbunden nebeneinander. Zwar gibt es im Text Verweise auf Seitenzahlen, an denen die jeweiligen Themenkomplexe ebenfalls aufgegriffen werden, jedoch werden argumentativ kaum Verbindungen geschaffen. Besonders auffällig ist dies bezüglich einer Rede des polnischen Kardinalprimas Józef Glemp zu den polnisch-jüdischen Beziehungen. Im Kapitel zu Polen werden seine Worte als „starke politische Stimme“ (S. 240) gewertet und als Grundlage einer zukünftigen Auseinandersetzung mit polnisch-jüdischer Geschichte. Verwiesen wird zudem auf „Kontroversen [...] in jüdischen Kreisen“ (S. 239) auch in der Bundesrepublik. An anderer Stelle ist zu lesen, dass Ignatz Bubis, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt, Glemps Ausführungen für antisemitisch hielt (S. 271). Auf einer wissenschaftlichen Konferenz in Frankfurt mit bundesrepublikanisch-polnischer Beteiligung wurde Glemps Rede im Kontext von Antisemitismus diskutiert (S. 288). Und auch Heinz Galinski, der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in der Bundesrepublik, verurteilte sie als antisemitisch (S. 290) – auf diese Textstelle wird leider im vorherigen Polenkapitel nicht hingewiesen. Direkte Bezüge zu den Bewertungen von Glemps Rede in der Bundesrepublik hätten der Einordnung gutgetan. So wirken die wohlwollenden Kommentare der Autoren zu Glemps Aussagen – die unzweifelhaft antisemitische Tendenzen und Vorurteile aufwiesen – im Kapitel zu Polen etwas unausgewogen.

Letztlich ist „Nie wieder Krieg!“ dennoch ein willkommener Beitrag zur weiterhin unterbelichteten deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte.

Weimar

Daniel Logemann

Heritage under Socialism. Preservation in Eastern and Central Europe, 1945–1991. Hrsg. von Eszter Gantner, Corinne Geering und Paul Vickers. (New Perspectives on Central and Eastern European Studies, Bd. 2.) Berghahn. 2. Aufl., New York – Oxford 2023. X, 254 S., Ill. ISBN 978-1-80539-126-5. (\$ 34,95.)

The book's first publication was in 2021, as the second volume of the Berghahn book series *New Perspectives on Central and Eastern European Studies*. From that time until 2024, six titles from this series have been published. The volumes of this series usually have the same cover design, showing the map of Europe and marking with color the relevant area (Central and Eastern Europe). This already points to one of the difficulties that defines Central and Eastern European Studies: to locate its subject on the map and to decide what countries or regions constitute it. In case of the publication under review this uncertainty is represented by the contradiction that the visual representation of the region on the cover does not include any part of today's Germany, but Nele-Hendrikje Lehmann's chapter focuses on the German Democratic Republic. The region, even in the politically generalizable period of 1945–1991, should not be oversimplified into one, as different levels of ideological control were present at different locations (e.g. in Soviet Russia vs. the Soviet socialist republics and other Eastern European countries outside the USSR). This is what makes the approach of the book—identifying—the “transnational dimension of preservation” and “nationbuilding as a central element of this internationalization” (p. 218) at every chapter—a fascinating one.

As Heritage Studies are such a vividly growing field of research influenced by diverse contextual impacts (social, political, economic etc.), today's reader might propose a different emphasis for the book. In current times it is clear how the term “heritage” and everything connected with it have become extremely broad in meaning and content. Throughout

the chapters this expansion can be easily identified by the diversity of expressions with the same meaning used by the authors, including (for example) heritage, monument, memorial, site, material artifacts, socialist heritage, cultural heritage, landscape, or heritage expert, conservator, restorer, reconstruction expert, preservationist, builders of the past, preservation professional.

A notable feature of the book is that it provides space for mainly young researchers to introduce their work. They (seven women and three men) are profiled at the end of their chapters, while a collective index of the main names, places, events, institutions and phrases from all chapters can be found at the very end of the book. Probably due to the page limitation there are only eleven black-and-white illustrations in the ten chapters (including the Introduction and Conclusion), out of which five are located in Chapter 7. This could be due to the fact that this chapter describes more than one object (a viaduct and a memorial), which were actually moved during the period in question.

The introductory and concluding chapters frame the two parts of the book and are titled “Transfers and Exchanges in Heritage Policies and Practices,” and “Canonizing and Contesting the Past: Heritage, Place and Belonging under Socialism.” In the first section, Corinne Geering, who also co-authored the introduction and wrote the conclusion, speaks about the re-narration of the past through policies in the USSR. Julia Röttger writes about the international heritagization of the Auschwitz Birkenau Concentration and Extermination Camp by the Polish authorities in 1979. Iryna Sklokina’s article focuses on the impact of foreign tourists (mainly diaspora communities) on the representation of Ukrainian sites and values between 1964 and 1991. The last chapter of the first section discusses the local and transnational preservation approaches in Soviet Estonia during the second half of the twentieth century.

The second part of the book, as its title indicates, contains more micro-level case studies. Eszter Gantner’s chapter is on the royal residence in Budapest, for example, or Liliána Iuga’s writes on the work of Gheorghe Curinschi and his colleagues regarding the historic towns in Romania. Čeněk Pýcha focuses on the region of Northwest Bohemia through which he explains not just the transforming narration of a specific site, but also the contesting actors within this process (namely industrial and political representatives). Nele-Hendrikje Lehmann introduces the institutional structural changes regarding industrial heritage in the GDR. Such a diversity of case studies would have benefitted from more detailed contextualization and more critical primary source analysis, but the rich bibliographies at the end of every chapter hopefully motivate the reader towards further investigation.

Another important aspect of understanding and appreciating this publication is that it is in large part an outcome of the workshop “Heritage Studies and Socialism,” organized by the editors in Gießen, in 2016. All contributors to this book except two presented their projects at this workshop. The two exceptions are Karin Hallas-Murula and Kaarel Truu, who joined the team of experts with their study of Soviet Estonia during the five years of preparation between the original event and the publication. Today some of the editorial comments, such as “research examining the different trajectories of conservation theories and methodologies in Europe remains at an early stage” (p. 231) or “a monolithic understanding of the so-called socialist bloc” (p. 232) sound outdated. While numerous recent research approaches (such as place-making or the challenge of managing large-scale landscapes as heritage site) are identified and adapted for the discussions about East and Central Europe in the period of 1945–1991. Along these lines, another unique achievement of this book is that it overcomes the classical chronological separation of before and after World War II by pointing out the continuous preservation methods, institutional frameworks and even individuals in the given profession across 1945. It also fruitfully engages

in conversation with other publications¹ in this flourishing research field, which in turn would lead to a well-founded expectation of a third edition to be published in the near future.

Vác

Melinda Harlov-Csörtán

-
- 1 ÉLEAZAR ALEKSANDROVICH BALLER: *Communism and Cultural Heritage*, Moscow 1984; MICHAEL DAVID-FOX: *Multiple Modernities Vs. Neo-Traditionalism: On Recent Debates in Russian and Soviet History*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, Neue Folge* 54 (2006), 4, pp. 535–555; MATTHEW RAMPLEY. (ed.): *Heritage, Ideology, and Identity in Central and Eastern Europe: Contested Pasts, Contested Presents*, Woodbridge 2012; PABLO ALONSO GONZALEZ: *Communism and Cultural Heritage: The Quest for Continuity*, in: *International Journal of Heritage Studies* 22 (2016), 9, pp. 653–663; JULIE DESCHEPPER: *Between Future and Eternity: A Soviet Conception of Heritage*, in: *International Journal of Heritage Studies* 25 (2019), 5, pp. 491–506; NELLY BEKUS, KATE COWCHER: *Socialism, Heritage and Internationalism after 1945: The Second World and Beyond*, in: *International Journal of Heritage Studies* 26 (2020), 12, pp. 1123–1131; JAKUB BACHTÍK, TEREZA JOHANIDISOVÁ et al. (eds.): *In the Name of Socialism, in the Shadow of the Monarchy: Post-War Monument Care in Central Europe*, Prague 2022.

Agnieszka Kościńska: To See a Moose. *The History of Polish Sex Education.* Aus dem Poln. von Philip Palmer. (European Anthropology in Translation, Bd. 9.) Berghahn. New York 2021. 354 S. ISBN 978-1-80073-060-1. (\$ 145,–.)

“I am asking and begging you [...] for the fastest possible help,” pleaded a pregnant teenage victim of domestic violence from Silesia in a letter to a sexual expert in 1986 (p. 123). This harrowing story is just one among many that Agnieszka Kościńska, Professor of Ethnology and Cultural Anthropology, presents in her book, which, despite its high academic value, is addressed to a wider audience. Although K. places the publications of sexual experts at the center of her study, she adeptly complements these with sources such as press articles, court records, interviews, and material gathered through participant observation. She brilliantly juxtaposes the sexual educators’ works with the letters they received from their young readers, like the one quoted above. In doing so, K. reveals a yawning gap between what the experts preached and what the youth needed and sought.

The sex educators’ guidance, which they authoritatively presented as objective science, was often misinformed, ideologically driven, internally contradictory, or vague whenever the subject was deemed too controversial. Frequently, it was laden with sex negativity (e.g., presenting premarital sex as an addiction; p. 257), harmful gender stereotypes (p. 84), bias against contraception (p. 127), homophobia (p. 203), and sometimes outright falsehoods (pp. 208, 259–260). The letters from the young people are particularly thought-provoking when their authors exhibit more open-minded, affirmative, and accepting visions of sex and sexual self than the sex educators. While sex-negativity and harmful opinions were typical among Catholic authors, it is striking that such attitudes became even more pronounced after the fall of Communism in 1989. For instance, a sex education handbook published as late as 2001 and approved by the Ministry of Education informed students that homosexuality is “a deviation” and “a dysfunction of the sex drive” (p. 207).

The book consists of three parts, with the first one being its most substantial component (p. xiv). Part I provides a comprehensive history of sex education in Poland throughout the long twentieth century, which defies the popular expectation of a linear progression from repression to liberation. Instead, it reflects the country’s tumultuous journey through political extremities, totalitarian episodes, and both authoritarian and democratic systems with their respective socio-economic ideologies. The author skillfully intertwines past and present in her narrative, illustrating that sexual reform activists in interwar Poland faced chal-

lenges and obstacles similar to those encountered by their counterparts in the early twenty-first century (p. 108). In some instances, despite technological and scientific advancements that had the potential to improve Poles' sex lives (such as the contraceptive pill and antibiotics), the vision of sexuality as an inherently dark force seemed to grow stronger, particularly in the 1990s.

By covering a broad range of topics—contraception, abortion, queerness, sexual pleasure, gender equality, access to sexual knowledge, pornography, sex work, and sexually transmitted diseases—K. demonstrates how positive developments in one sphere could be accompanied by negative changes in another. Therefore, significant achievements of the book include its challenge to common notions of progress, its offering of more nuanced interpretations of Polish history, and its intriguing examination of the relationship between the Polish state and the Catholic Church through the lens of sex education. This single characteristic makes *To See a Moose* a valuable addition to any curriculum aiming to present more nuanced versions of European history in the classroom.

The book demonstrates that the democracy established after 1989 significantly limited access to abortions, contraception, and in vitro fertilization, while also facilitating the spread of harmful sexual stereotypes and homophobia. The legal situation and access to healthcare for transgender people have deteriorated markedly since the country's transition to capitalist democracy. It also becomes evident that the communist regime was surprisingly often eager to align with the Catholic Church's stance on issues related to sexuality. Conversely, the infamous operation "Hyacinth," a state-led persecution of homosexual men, occurred during the final years of state socialism in the 1980s, when the government was determined to thwart the formation of any LGBTQ+ movement. Only in the democratic republic did the visibility of queer individuals gradually increase, as they gained the freedom to associate and advocate for their rights.

The author skillfully challenges the common portrayal of Poland as perennially conservative in a vein defined by the Catholic Church. She recounts the 1932 Criminal Code that decriminalized homosexual acts and liberalized access to abortion, discusses the work of Stanisław Kurkiewicz, a surprisingly sex-positive expert active in the late 1910s, and the accomplishments of the Polish chapter of the World League for Sexual Reform in the 1930s. Despite the rather murky outlook of the socialist sex experts' publications, K. praises a 1987 handbook that had the potential to transform Polish sex education, had it not been thwarted by adverse circumstances during a turbulent historical moment. Finally, the book argues, even more so in Part III, that the majority of Poles, apart from a segment of the intellectual elite, has not been particularly influenced by the Catholic Church's negative perception of sex. In doing so, K. reiterates the thesis of some scholars, including Mirosława Grabowska and José Casanova, that Poland had not been "in earnest" Christianized until at least the 1970s.¹

Part II of the book, dedicated to "sex education the Catholic way" (p. 229), is illuminating in several regards. K.'s analysis of the influence that a circle of sex-hostile friends of Karol Wojtyła (later John Paul II) had on his opinions demonstrates how a fortuitous sequence of events led a narrow group of people from a peripheral nation to lastingly impact the global community of Catholics. Another interesting subject emerging from Part II is the striking similarity between some authoritarian *modi operandi* of the Communist regime

1 MIROSLAWA GRABOWSKA: *Bóg a sprawa polska: Poza granicami teorii sekularyzacji* [God and the Polish Case: Beyond the Limits of Secularization Theory], Warszawa 2018, pp. 125–126; MIROSLAWA GRABOWSKA: *Ruchy odnowy religijnej przełomu lat siedemdziesiątych i osiemdziesiątych: Społeczne przyczyny i konsekwencje* [Religious Renewal Movements of the Late 1970s and Early 1980s: Social Causes and Consequences], in: TADEUSZ SZAWIEL (ed.): *Pokolenie JP2: Przeszłość i przyszłość zjawiska religijnego*, Warszawa 2008, pp. 22–49; JOSÉ CASANOVA: *Public Religions in the Modern World*, Chicago 1994, pp. 162–168.

and the Catholic Church. The manner in which government-backed sex experts in Socialist Poland had to navigate censorship and pressure exerted by power centers mirrored the struggles of Catholic authors under the control of Catholic bishops. In both cases, ideology trumped the fair-minded pursuit of knowledge and honest communication with the public.

Interestingly, K. traces how, throughout the twentieth century, the language of Catholic sex experts shifted away from ethical and spiritual arguments towards medicalization. Consequently, in its form, it began to resemble the discourse of the left while remaining ideologically defined by the pope's teachings. Finally, K. debunks the common claims of Catholic sex educators about the negative influence of the West on Poles' sexual morality. She demonstrates that the conservative radicalization of these authors is, in fact, significantly indebted to Western, particularly American, Christian extremists.

K. closes her book with Part III, shifting her focus from the nation's elites and Warsaw towards its lower, rural classes. Here, she relies heavily on ethnographic material, such as folk songs, to argue that until very recently, most of Poland's inhabitants, even if attached to Catholic institutions, remained rather lukewarm about the Church's preaching on sexuality. In some parts of Poland, pre-marital sexual relations were commonly accepted and approved, as were various traditional methods of birth control. By turning to the countryside and rural classes of a nation often perceived as the periphery of the West, K. addresses an important aspect of the global history of sexuality. While some Western observers have seen Poland as inherently backward, Polish intelligentsia has long viewed the Polish rural classes in a strikingly similar manner. The book demonstrates that it has been the intelligentsia, with their paternalistic and ignorant view of the countryside, who have often destructively interfered with the sex-positivity, tolerance, and traditionally liberal sexual cultures of Polish rural classes.

To See a Moose will be a valuable addition to any course on European history and the history of sexuality. What is more, the book provides an opportunity for Western historians to include Poland in these fields' narratives. It also suggests avenues for future research, particularly the need for more transnational and comparative studies in the history of sexuality. In closing, it is important to recognize that K.'s work delves far deeper than the title—taken from one of her sources and intended to provoke the reader to uncover its ironic meaning—may suggest. By focusing on Polish sex education, she tells a story of century-long arguments among Poles over the subject of sex, particularly over what kind of sex makes one a modern and “civilized” citizen.

London

Kamil Karczewski

Věra Sokolová: Queer Encounters with Communist Power. Non-Heterosexual Lives and the State in Czechoslovakia, 1948–1989. Karolinum Press. Prague 2021. 242 S. ISBN 978-80-246-4266-6. (Kč 380,–.)

While for a long time many scholars of history and sexuality have accepted a persistent Cold War driven narrative of persecution of queer people and diminished possibilities to express queerness in state socialist states, recent scholarship has begun to challenge such premises. Among the newest research debunking the myth of queerness and state socialism is the volume under review here by Věra Sokolová, a Czech historian, cultural anthropologist, and chair of the Department of Gender Studies at Charles University in Prague. Her ground-breaking book on queer history in state socialist Czechoslovakia interlinks a queer oral history project with detailed discourse analyses of scientific sexologist knowledge, legal history and political transitions in views on homosexuality and transsexuality in Czechoslovakia from 1948 to 1989. The author dives deep into identity policy and the realization and construction of a person's non-heterosexual sexuality in the repressive context of East Central European state socialist regimes.

The book is a valuable contribution to the under-researched subjects of non-heterosexual sexuality in post-war Europe, and the social history of the Eastern bloc (Czechoslo-

vakia in particular). While S. does not underestimate the brutality of the state socialist regimes, she shows that in Czechoslovakia the state carried out no crusade against homosexual and non-heterosexual people. Her findings suggest the essential importance of Czechoslovak sexology in forming the position of the state, changes in politics, and the attitudes of the heterosexual majority towards non-heterosexual minority, as well as indicating that it helped to form a person's own non-heterosexual identity, and support challenges of queer people in state socialist Czechoslovakia.

The book has seven chapters. The first is an introduction, where S. guides the reader through the main argument, terminology, and structure of the study. The second chapter offers a deep dive into the scholarship of the history of sexuality and the study of women and gender, particularly in Eastern Europe. Most importantly, S. introduces the Queer Oral History Project conducted in Czech Republic, collecting biographical interviews with queer people since the 2000s. At this point she identifies the chosen 30 biographical narratives of the book, representing broadly defined non-heterosexual Czech women born between 1929 and 1952 (lesbian, bisexual, transsexual, intersexual, and transgender). While male narrators are not excluded, S. chooses the less common subjects of queer history research—women—rather than the more dominant research subject—queer men. This focus then uniquely incorporates women's voices into the research of a male-dominant gay past, and ensures visibility of non-heterosexual women.

The third chapter, which could be considered as the first chapter where findings are presented, introduces the Czechoslovak sexological discourse. Investigating over one hundred scientific articles and books published by Czech and Slovak sexologists, medical specialists, and other scientists focusing on sexuality between 1947 and 1989, the chapter outlines professional and societal attitudes towards questions related to hetero and non-hetero sexuality, intersexuality and transsexuality. Through this, S. uncovers how sexologists in particular played a role in changing the attitudes of the majority, and enabling queer people to live more fulfilled lives.

The following chapters largely work with the biographical narratives. Chapter 4 seeks to understand how it was to grow up as non-heterosexual in state socialist Czechoslovakia, and what the reference points were for queer identity creation. As the majority of the narrators are women, chapter 5 examines the gender dimension of a dissident potential of queer lives. Here, S. discusses queer family constellations. She challenges the myths of female sexual passivity or longing for monogamous relationships, thereby showing the solidarity between non-heterosexual men and women. Chapter 6 explores queer encounters with state power structures, and what strategies queer people employed in their dealings with the regime. The last chapter summarizes the book findings, but it is also an epilogue with an open ending. S. includes an article on homosexuality published in the newspaper *Rudé právo*, which was the last one of its kind in state socialist Czechoslovakia, and the analysis of a letter which arrived to the publisher's office of the newspaper. Rather than being simply a closure, the last part of her book also shows complicated and entangled queer encounters with the state socialist power.

Unfortunately, the author falls into the usual trap of writing about Czechoslovakia and overlooking the other part of the republic—Slovakia. Historical development and even current attitudes towards queerness have been diametrically different in Slovakia. Including non-heterosexual narrators from Slovakia (if there were any, it is not clear), and comparing attitudes of Slovak sexologists and other medical professionals to their Czech counterparts, would have broadened the author's perspective on the dynamics of queerness. Clearly, considering an intersectional approach to sexuality in combination with other identities (as S. does so well with the narrator who considers her religiosity even more dominant than her sexuality, or the narrator who considers Czech patriotism an important moment of decision-making regarding emigration and living with her partner in Austria), especially those of nationality and ethnicity (Hungarian, German, Roma, etc.) would have expanded her study of queer lives in Czechoslovakia.

Nevertheless, this study both enriches and challenges existing scholarship on queer history in state socialist countries, especially the perception of monolithic attitudes in the Eastern Bloc towards non-heterosexual people. The focus on oral history allows S. to examine individual experience which would otherwise be impossible to extract from institutional documents. By providing this space for non-heterosexual women, the book majorly contributes to visibility of queer experiences, beyond the dominant practice of studying the history of gay men. It shows the complexities of queerness during state socialism, manoeuvring between “normality” and “abnormality,” private and public, submission and confrontation with the regime. By recognizing what this queer history offers, S.’s book greatly contributes to a deeper understanding of the history of the state socialist societies.

Marburg

Denisa Nešťáková

Slawomir Jacek Żurek: Polish Jewish Re-Remembering. Studies – Sketches – Interpretations, Aus dem Poln. von Thomas Anessi. Academic Studies Press. Boston 2023. 426 S., ISBN 979-8-88719-280-2. (€ 123,40.)

In his monograph,¹ Slawomir Jacek Żurek, professor of Polish Jewish Literature Studies at the John Paul II Catholic University of Lublin, presents a series of case studies examining dynamics of connectivity and exchange between Polish and Jewish literary cultures. He situates them within the context of the “post-1989, thirty-year-long process of steadily growing interest” in Polish Jewish relations (p. 1). Consisting of four sections comprising a total of nineteen chapters, *Polish Jewish Re-Remembering* offers avenues for further scholarly inquiry in memory studies and comparative literature.

Tying together all four sections is Ż.’s framework of ‘re-remembering,’ the process of building a post-memory narrative of Polish Jewish relations. After periods of silence about the Polish Jewish past both in Poland and in Israel, Ż. shows, more work remains to be done to excavate shared literary cultural practices with the goal of “attaining a common Polish-Jewish re-remembering” (p. 8). In particular, *Polish Jewish Re-Remembering* emphasizes the need to craft comparative narratives of the Holocaust “in both the Polish and Hebrew languages (and in other so-called Jewish languages)” to better understand the history and impact of the Holocaust on Polish, Israeli, and Jewish cultures and cultural connections (p. 382).

The author begins with an argument about the essential contribution of Jews to Polish literary culture. The first section, “Between Aria and Golus: Polish, Jewish, and Polish Jewish Literature,” deals broadly with Polish Jewish literature before World War II. In the first chapter, Ż. examines Jewish and Christian literary perspectives on pre-war Lublin in the poetry of Franciszka Arnsztajnowa and Józef Czechowicz. The second chapter looks at how Jewish and non-Jewish poets grappled with the ghosts of prewar Jewish Lublin in postwar poetry. The third chapter examines the positionality of Jewish soldiers during the Second Polish Republic as depicted in Adolf Rudnicki’s novel *Profile i drobiazgi żołnierzy* (Soldiers’ Profiles and Details), focusing on their experiences of antisemitism within the army and their responses to anti-Jewish stereotypes and discrimination. The fourth chapter focuses on Christian Jewish relations in Sholem Asch’s *Di kishefmacherin fun Kastilyen* (The Witch from Castile), a Yiddish-language short story about religious antisemitism and anti-Jewish violence in medieval Rome. The fifth chapter considers dilemmas of identity and the use of Polish, Yiddish, and Hebrew through a close reading of three poems from the 1930s, and the sixth chapter focuses on depictions of the *kresy*, or eastern borderlands, in interwar Polish Jewish literature. The last chapter of the first section looks at the figure of the child in interwar Poland as both participant in Jewish literary culture and as a symbol of modern Jewish values.

1 Original edition: *Odpamiętywanie polsko-żydowskie: Szkice—studia—interpretacje*, Lublin 2021.

With the more tightly-focused second section “Four Sides of Time: The Literary Travels of Arnold Ślucki,” Ż. presents a study of this Polish Jewish poet. The eighth chapter, the first of this section, traces Ślucki’s depictions of the city of Warsaw from prewar memory to postwar enthusiasm, disillusionment, and later nostalgia following his exile after the 1967/68 antisemitic campaign. The ninth chapter looks at the place of Russia and the Soviet Union in Ślucki’s poetry, and chapter ten presents a close reading of two poems Ślucki wrote during his time living in Israel. The last chapter of this section is an overview of literary, linguistic, and socio-political themes in Ślucki’s journalism for the Polish-language paper *Nowiny Kurier* in Israel. As a whole, this section traces Ślucki’s lifelong affinity for Poland and the Polish language, presenting a picture of a man caught between worlds who sought to construct his own space of belonging through his writing.

Arguing that Polish language literature originating in Israel has long been overlooked, the collection then transitions to a focus on Polish Israeli literature in its third section, “Two Lands and Two Skies: Polish Israeli Literary Images.” Ż. uncovers complicated dynamics of nostalgia, connection, and resentment experienced by authors working in the Polish language in Israel. The section begins with a focus on the image of Poland itself in postwar Polish Israeli literature. The thirteenth chapter presents a hermeneutic study of messianism, duality, and truth in Leo Lipski’s 1960 novella *Piotruś*, and the fourteenth chapter takes as its subject Polish and Judaic themes in Anna Frajlich’s 1991 work *Wiersze izraelskie* (Israel Poems). The closing chapter of this section is a survey of literary criticism in *Nowiny Kurier* after 1968 with a focus on articles published by Henryk Dankowicz, Arnold Ślucki, Filip Istner, and Natan Gross.

How is the Holocaust depicted, ‘remembered,’ and inscribed by those who did not directly experience it? To address this question, the fourth and final section, “The Textual World of The Holocaust: The Shoah in Recent Polish Literature,” considers the portrayal of the Holocaust and its traumas in contemporary literature. Chapter sixteen presents a methodology for interpreting Holocaust topoi, or common images, motifs, and metaphors, found in second- and third-generation literature. The next chapter employs this proposed methodology in analyzing post-2000 Polish literature about the Holocaust, showing how authors use these topoi to embody and reconstruct the lost spiritual and spatial Polish Jewish landscape. The eighteenth chapter examines the metonymization and transfiguration of the Holocaust, showing how contemporary Polish authors use the Holocaust and its topoi to reflect on present-day issues of psychology and modernity. The final chapter surveys literary use of subversive strategies—such as kitsch, pathos, taboo, and horror—to comment on the nature of the Holocaust and its legacies in Poland.

By design, *Polish Jewish Re-Remembering* raises more questions than it answers. Ż. presents a wide array of literary sources and methodologies that together overwhelmingly demonstrate the importance of comparative literary studies for understanding the broader history of Polish Jewish relations and the continued importance of these connections today. The reader cannot deny the impact of Jews on Polish literature, the importance of the Polish language in Jewish and Israeli literature, and the various entanglements of identity and exchange that define ‘Polish Jewish’ culture. This approach emphasizes the rich, hybrid nature of Polish Jewish literature and points to continuities and evolutions in literary motifs, themes, and symbols across the twentieth and twenty-first centuries.

The negative consequence of this approach is that the overall collection suffers from incomplete argumentation and lack of engagement with relevant scholarship. The author frustratingly does not situate his work within the broader literature. Notably absent is engagement with foundational scholarship on Holocaust representation in art, including, among others, Berel Lang and Lawrence Langer. Many chapters would benefit significantly from greater historical and cultural context, including the section on Ślucki, which lacks a clarifying summary of the events of the antisemitic campaign of 1967/68 necessary for fully understanding both Ślucki’s personal Polish Jewish identity and his journalism in post-1967 Israel. The chapter on Asch’s *Di kishefmacherin fun Kastilyen* offers a convinc-

ing literary interpretation of Christian Jewish relations but ends without a direct, satisfying application of this commentary for understanding Polish-Jewish relations, leaving it to the reader to assume or deduce connections between Asch's examination of medieval antisemitism in Rome, Asch's own experiences of antisemitism, and modern Polish-Jewish relations more broadly. Such connections are broadly obvious to those well-versed in Polish Jewish studies, but the author does not lead the reader to it and the effect is that the chapter feels underdeveloped within the context of the broader collection. By not firmly grounding his literary analyses within such historical and scholarly contexts, Ż. unfortunately weakens the impact of individual chapters.

This series of nineteen short sketches is therefore best understood as a broad impression of the many threads of Polish Jewish 're-remembering' rather than a comprehensive one, and the most significant intervention of this collection lies in the paths it offers for future 're-remembering.' Ż. argues that transfiguration and subversion are necessary and useful developments in Polish language Holocaust literature, ones that shed light on the absence of Jews in Poland from non-historical perspectives and "bring the bitter truth of the Holocaust to the next generation of viewers, making them aware that is inscribed [...] in every day and comprises a component of their cultural identity" (p. 373). Rather than see these developments as derisive or empty, Ż. shows how the next generations of authors inscribe new meanings and relevance in the Polish Jewish past and present.

On the surface, *Polish Jewish Re-Remembering* is a study of Polish Jewish relations. On a deeper level, however, this collection presents a vision of how literature and literary studies can be harnessed to grasp at a painful and contested past and promote dialogue and cross-temporal and cross-cultural understanding. Though the collection is disjointed, it offers enough in its collage of sketches to be of interest to scholars working on Polish, Jewish, and Israeli literatures and post-memory studies.

Warszawa

Frankee Lyons

Josette Baer: *The Green Butterfly*. Hana Ponická (1922–2007), Slovak Writer, Poetess, and Dissident. Ibidem. Stuttgart 2022. XXIV, 244 S., Ill. ISBN 978-3-8382-1426-9. (€ 24,90.)

In her book, Zurich-based political scientist and Slavonic studies scholar Josette Baer focuses on the Slovak writer Hana Ponická, who was persecuted by the communist regime in the 1970s and 1980s against the background of global politics. The fact the book focuses on Ponická is certainly worthy of appreciation. Unfortunately, however, it does so in a questionable way.

B. herself refers to the method she has chosen for the work as "Contextual Biography" (p. 6). However, she has not managed to keep the book's components in balance: the context as a whole has far outweighed the portrait of the writer. At the same time, the context is not presented as conceptually coherent analyses or comparisons with existing historical accounts, but rather with misleading generalizations which B. intersperses within the main interpretation: "Under the aristocracy, people were used to not having a voice, to obeying and conforming to whatever the ruling class deemed appropriate" (p. 36); "Hana was born a feminist, like all young women growing up in Masaryk's First Republic" (p. 196). Alternatively, historical context is replaced by the input of other researchers with reference to the "oral history" method.

The first section which uses this method, "Slovak and Czech Dissidents under the Normalization régime: Oral History Interview with Dirk Matthias Dahlberg," is one I find questionable. In fact, it is not an interview on the subject, but a carefully referenced study whose focus lies in Dahlberg's existing research work. B. does not further elaborate on the interview, does not comment on it, does not critically evaluate the information. With minor editing, this could be a chapter of its own. Similarly, the interview with Mary Šámal in-

formatively summarizes not only the essential contacts of the Czechoslovak exile, but also Ponická's place in the environment of dissent.

The second pitfall of this book is the way in which Ponická's work is handled. Ponická is the author of a number of prose texts for children and adults, poems and journalism (see the bibliography of her works from 2002), and B. only deals with a few of them here. The problem is that she stays with description, retelling Ponická's ideas, as in the case of the article devoted to health education for rural women (pp. 42–44). This is particularly problematic when interpreting the events of the late 1970s and 1980s in Czechoslovakia. Here, B. relies on Ponická's book *Lukavické zápisky*¹ quite uncritically and incorporates Ponická's recollections into her own scholarly interpretation. Without confronting her interpretation of the events and the specific reality that depicts (for example, through other memoirs, or better still, historical research), she adopts Ponická's assessment and version of events in Slovakia and presents it as a historical reality. Memory studies emphasize the constructive character of memories (Harald Welzer) and their social anchoring (Maurice Halbwachs), while literary research pays attention to the level of fiction and the processes of literary communication. One cannot work with memories without a corresponding reflection.

Thus B., in the course of her own interpretation, states that "Vasil Biľak [...] compared the Charter 77 members in his simplistic fashion to 'saboteurs, who poison our wells, infecting us with cholera and leprosy'" (p. 69), as Ponická's book states that "Vasil Biľak declared [...] of the Charter signatories that they were saboteurs who 'pour poison into our wells, spreading plague, cholera and leprosy'."² The reference to the source or the designation of the whole as a quotation is missing.

B. continues, "The authorities were reacting in such hysterical fashion that Hana, following the daily news, neglected her writing. She remembered why she had moved to Lukavica: to escape the increasingly stressful and depressing post-1968 atmosphere in Bratislava, living a simpler and freer life in the countryside. She admitted to herself that the very reasons she had moved five years ago had sought her out in Lukavica. One could not escape by moving away. But since her move to the mill, she had grown stronger, physically and mentally, because of the hardships of country life" (p. 70). This clearly interpretive text is entirely consistent with Ponická's personal notes.³

The book is full of admitted and unacknowledged speculations: Was Janko Novák Ponická's first love (p. 55)? Did she write for her family (p. 64)? Did she vote for Mikuláš Dzurinda (p. 168)? The research questions B. asks are firstly: "what was the source of Ponická's resistance and mental strength? [...]" Second, what type of government did she advocate after 1989? [...] And third, what type of feminism did she support after 1989; was she an outspoken activist for women's rights in an emerging market that was slowly replacing the centralist economic structures of the former regime?" (p. 9). B. answers these questions in the conclusion, but the line of argumentation that leads her to her conclusions is not clear.

The main merit of the book in the context of *Ostmitteleuropaforschung* remains the space it has managed to create in the competition of research topics: a space dedicated to Hana Ponická, a significant female figure in Slovak dissent; a space for meeting people who deal with the period (Dirk Matthias Dalberg, Juraj Marušiak, Norbert Kmet', Mary Hrabík Šámal, Vlasta Jaksicsová, etc.); a space for questions of Czechoslovak normalization and life under communism.

Praha

Lucie Antošíková

1 HANA PONICKÁ: *Lukavické zápisky* [Notes from Lukavica], Toronto 1989 [1985].

2 Ibid., p. 16.

3 Ibid., pp. 20–21.

Florian Peters: Von Solidarność zur Schocktherapie. Wie der Kapitalismus nach Polen kam. (Studien zur Geschichte der Treuhandanstalt, Bd. 7.) Ch. Links Verlag. Berlin 2023. 543 S. ISBN 978-3-96289-190-9. (€ 35,-.)

Florian Peters demonstrates impressively that Leszek Balcerowicz's economic "shock therapy" by no means was the starting point for Poland's transition from a centrally planned to a liberal market economy, but rather a further stage of an already ongoing transformation.

P., who on the example of Poland undertakes a "historicization of the transformation period" and seeks to "understand it as an epoch in its own right" (p. 25), zooms in on the interlinked economic, social, and political transition processes that late state-socialist and early post-socialist Poland underwent from the late 1970s to the mid-1990s. Accordingly, he locates his study in the historical transformation research of Central and Eastern Europe (CEE), drawing in the introductory chapter on standard works of, for example, Anders Åslund¹ and Philipp Ther². P. asks to what extent the economic reforms of the state-socialist regime already paved the way to a liberal market economy, what significance could be attributed to various forms of social (economic) self-organization beyond the state, and how much influence Western advisors such as Jeffrey Sachs or George Soros had on Warsaw's economic decisions after 1989.

In debating these key questions, P. draws on an elaborated corpus of sources, including archival sources, contemporary press articles, memoirs as well as contemporary Polish empirical social research findings. In the six core chapters, of which each has several sub-chapters, P. proceeds chronologically (apart from minor leaps in time). He starts with outlining common experiences of daily life in state-socialist Poland, positive attitudes of larger parts of the Polish society towards the state socialist regime's egalitarian and collectivist promises for social welfare and the growing economic crisis that followed Edward Gierek's "prosperity" years. P. convincingly reveals the collectivist and egalitarian character of the early Solidarność's reform debates in the first years after the workers strikes of 1980, outlining that market liberals represented a tiny and eccentric minority among the opposition at that time. Martial law (1981–1983), however, caused a caesura for collectivistic reform attempts within the (at that time already illegal) Solidarność, since many members lost faith in reforming the state-socialist system itself with the Jaruzelski regime remaining in power. At the same time, various forms of bottom-up private entrepreneurship increased markedly in the country. P. hereby refers to the Polonia firms (private small and medium sized enterprises, SME) in People's Poland that were founded by compatriots from the West) as well as a growing number of "underground entrepreneurs" among Solidarność members who started their profit oriented businesses with underground press publishing and/or the production of Solidarność merchandise. Although scepticism towards private entrepreneurs (pejoratively called *prywaciarze*) was still widespread among the population, private SMEs like the Polonia firms became favorable employers for a rapidly growing number of Polish citizens.

P. shows that the growth of the private sector was accompanied by a visible pro-market shift in the reform discourses not only among oppositional economists but especially in the state party itself. While the economic reforms under Prime Minister Zbigniew Messner made only sluggish progress, some rhetorically skilled members of the party apparatus publicly announced their recommendations for significant market liberalization. None other than one of the political pioneers of the neoliberal turn in the West, Margaret Thatcher, earned growing respect in the Polish economic discourses at that time. Above all, the hard-charging course of the Iron Lady in her numerous internal political conflicts was admired.

1 ANDERS ÅSLUND: Building Capitalism: The Transformation of the Former Soviet Bloc, Cambridge 2002.

2 PHILIPP THER: Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent: Eine Geschichte des neoliberalen Europa, Berlin 2014.

With Prime Minister Mieczysław Rakowski and his Minister of Industry, Mieczysław Wilczek, convinced supporters of further market liberalization took over power in the party in 1988 and promised to remarkably speed up the liberalizing economic reforms. In fact, Wilczek's well-known reforms ultimately also paved the way for the party nomenclature to enter the rapidly growing private sector. By threatening to wind up the Lenin shipyard in Gdańsk, the market-liberal Wilczek, who publicly advocated shutting down unprofitable state enterprises, also took a sideswipe at *Solidarność*.

Meanwhile, as P. shows, left-wing reform ideas on the 'third way,' resp. on establishing a social market economy within the opposition, were clearly losing ground. Economic intellectuals in oppositional networks like the "Gdańsk liberals" insisted that there would be no alternative to an (ultra) liberal market economy, and some already dreamed, for example, of Kraków becoming a liberal economic free trade zone. P., who does indeed see the 1987 democratic referendum as a considerable break in the party's omnipotence, asks at the same time whether political democratization did not fall by the wayside in the economic liberalization discourses in the very last years of People's Poland. The population, however, became increasingly apathetic as a result of daily experiences of a deeply crisis ridden economy, and the growing bazaars (especially in the cities) also met with rejection, particularly in the bazaars' neighborhood. P. underlines that by 1988 the population was already showing signs of fatigue with the ongoing market liberalization.

During the Round Table negotiations, party members once again often appeared to be more market liberal than their counterparts from *Solidarność*. After the fall of state socialism, Balcerowicz (as Poland's Minister of Finances) had already praised the economic reform attempts of the last PZPR-rulers around Rakowski as more realistic than those of *Solidarność*. P. sees the last state-socialist rulers as the actual "impulse generators" for the shock therapy rather than attributing it to purely economic reasons or individual Western advisors, resp. representatives of the IMF, who were occasionally themselves surprised by the radicalism of Balcerowicz's austerity policy.

However, the privatization of the state sector in the 1990s, which went hand-in-hand with a deindustrialization of Poland's economy, as P. shows, proved to be slow, mainly because it took place in the turmoil of Polish politics during that decade. P. emphasizes in his concluding remarks that Poland's transformation ended up in a market liberal variety of capitalism, because a transition towards market liberalism had much earlier found its path into the discourses of economic and political elites and everyday economic practices.

Summing up, this book is not an isolated history of Poland's 1989 transformation through the lens of economic reforms, nor is it about intellectual debates only (although P. pays great attention to them). It is definitely not a stereotypical history of transformation "from below," about shady *biznesmeni*, bazaars and street markets, even if the introductory chapter beginning with the *Polenmarkt* in West Berlin may be somewhat unfortunate in this regard. On the contrary, a particularly strong value of P.'s book is that he elaborates the interplay between versatile intellectual debates on economic reforms, the appearance of capitalist practices in the rapidly growing private sector (in its legal and semi-legal varieties) and the shifting perceptions of "capitalism" in the broad population. Thus, P. manages successfully to explore the transformation epoch in Poland's recent history in a multi-perspectival way, which makes the book a valuable contribution to the historical transformation research on CEE.

This is a clear recommendation to everyone who wants to read a well-written and enjoyable book about how capitalism gradually found its way into the minds and agencies of many Poles over the long term and into a cross section of the late state-socialist Polish society before it officially arrived to Poland after 1989.

Wien

Martin Gumiela

Marián Žabenský, Silvia Letavajová und Jaroslav Čukan: Die deutsche kulturelle Minderheit in Deutsch Proben (Nitrianske Pravno) und Umgebung. (Schriften zur Kulturwissenschaft, Bd. 130.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2023. 95 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-339-13800-2. (€ 59,90.) – The temporal disparity of the arrival of different groups of German population led to the geographical heterogeneity of the German settlement in Slovakia. In general, three basic settlement areas (Bratislava and surroundings, Hauerland, Spiš) were formed on Slovak territory, which were inhabited by a significant number of the Slovak Germans. From the title of the publication itself, it is obvious that its authors focus on the former settlement area of Hauerland (also called Kremnitz-Deutschproben Sprachinsel), which was located in central Slovakia. The subjects of the research are the specific sites of Nitrianske Pravno (Deutsch Proben, Deutschproben; until 1946 Slovak. Nemecké Pravno), Solka (Bettelsdorf), Vyšehradné (Beneschhau), Malinová (Zeche), Chvojnicka (Fundstollen), Tužina (Schmiedshau), and Kľačno (Gaidel). After the obligatory introduction, containing a summary of the main objectives, methodological and theoretical approaches and definitions of selected concepts that are further worked with in the monograph, the core of the publication is followed by three chapters, which are logically connected to each other and thus form a relatively coherent mosaic of the studied issues. The key ambition of the authors is to create an interdisciplinary work, which in its interdisciplinary complexity draws on geography, cultural geography, cultural history, cultural studies, ethnology and even geology. The first chapter describes the historical genesis of the German settlement of the studied area from the earliest times to the rapid demise of the settlement after the end of World War II. On the basis of the available materials (written sources, secondary literature) it is evident that the historical beginnings of German settlement in the wider surroundings of Nemecké Pravno date back to the fourteenth century. The very arrival of migrants from German-speaking countries was related to the exploitation of the country's natural resources (wood, minerals). Similarly, the authors describe in this chapter the theme of seasonal work abroad undertaken by the German population of the Hauerland, which was prompted by the stagnation of the local economy and the decline of the feudal system during the nineteenth and early twentieth centuries. The second chapter focuses on the resettlement and expulsion of the German population after 1945. In this chapter, the authors work with the theoretical concepts of collective memory and cultural trauma, using oral history. The interviews thus provide an historical excursion into a dramatic period during which families were separated, lives and property were lost, people suffered persecution by state authorities and, last but not least, the German settlement suddenly disappeared. The final chapter describes the current status and selected cultural elements of the studied areas. The authors admit that nowadays, the former almost purely German settlement area is generally assimilated by the surrounding population of Slovak origin. This led to a gradual loss of German identity for most of the families who remained living in Slovakia after World War II. An integral part of both ethnic and local (German) identity was the language, or rather a specific German dialect. The authors can show that the use of the specific dialect has almost disappeared from the public life of the local population and its knowledge is limited to only a few members of the older generation. The preservation of German tradition in the area is mainly the responsibility of local museums and the cooperation of individuals or groups with the Carpathian-German Association. Using a wide range of theoretical and methodological approaches, the monograph offers an interdisciplinary perspective on the topic of the German population in Slovakia. The main positive aspect of the publication is that its authors offer a relatively comprehensive view of the historical development, cultural processes and the current state of the former German localities in the area of Nemecké Pravno without romanticization. Its content can also serve as a teaching aid or a tourist-historical guide.

Třnava

Pavol Krajčovič